

Zeitschrift: Heimatbuch Meilen
Herausgeber: Vereinigung Heimatbuch Meilen
Band: 4 (1963)

Artikel: Mariafeld, Meilen : dem Familienältesten, Oberstlt. A. Wille zum 85. Geburtstag herzlich zugeeignet
Autor: Wille, Jürg
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-954165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MARIAFELD - MEILEN

*Eine Skizze von Jürg Wille
Dem Familienältesten, Oberstlt. A. Wille zum 85. Geburtstag
herzlich zugeeignet.*

«Von Herrliberg kommet man in einer starken halben stund, über den Rossbach für eine Oehltrotten vorbey, die das erst Haus, so in die Gemeinde Meilan gehöret, durch Bünishofen, (welches vor zeiten einen eignen Burgstahl gehabt), in das Meiler-Feld, allwo mein Geliebter Vatter, gleich ob dem Haus zum Christophel, ein Landgut hat, darbey ein Haus, welches, wie wolen es nicht schön, jedoch kommlich. Dises Orth ward vor altem «Auf dem Romenscheur» genennet, und wachset daselbst under den guten weissen Weinen nicht der minste, den unterschiedenliche gute Fründe mit mir zum öfteren versucht haben. Es ist in diser Gegend offtmahlen lustig zusehen, wie auf dem See, die Schiffe in vollem Lauff zu einer Zeit gegen und neben einander vorbey seglen; wann aber die einte Parthey ein wenig bas obsich, die andere aber nidsich bis zu dem Rossbach kommet, müssen alsdann beide Theile wegen starcken Gegenwindes die Segel widerum abhin lassen.»

So schrieb Junker Hans Erhard Escher vom Luchs für seine Beschreibung des Zürichsees, die 1692, 3 Jahre nach seinem Tod – er starb 34-jährig «in dem Blust seines Althers» – erschien.¹ Das Landgut des Vaters ist das heutige Mariafeld und es berührt eigenartig, wie der Text nahezu unverändert auf die Gegenwart übertragen werden könnte, trotz der dazwischenliegenden 270 Jahre. Auch ich schickte mich an, über das Landgut meines verstorbenen Vaters zu berichten²; auch heute noch liegt das alte Haus ob dem Christoffel – den mein Vater zu Mariafeld hinzuerwerben konnte – und ist auch bei unserer Generation nicht seiner klassischen Schönheit, sondern seiner Behaglichkeit wegen beliebt; noch wächst der Wein am Haus und an den rückwärtigen Hängen, und weiterhin spielt der Wind den Seglern sein Schnippchen an dieser markanten Seebiegung. Und doch, wie vieles hat sich im Lauf der Jahrhunderte verändert, wie stark hat sich Zürich auf beiden Seeufern ausgebreitet, langsam aber stetig wachsend, aus der Stadt *am* See eine Stadt *um* den See zu werden!

Die Geländebeschaffenheit lässt vermuten, dass die Stelle, wo heute Mariafeld steht, schon in frühester Zeit besiedelt war. Denkt man sich die heutige Bebauung, Bepflanzung und Aufschüttung der Umgegend weg, so wird die Südwestecke des Hauses zu einem Punkt, von dem

aus man weit seeauf- und ebenso weit seeabwärts sieht. Das Haus steht auf einem markanten Felsvorsprung, direkt auf natürlichen Stein gebaut, sodass die wenig vertieften Keller eines Bodens von Menschenhand nicht bedurften. Für den eigentlichen Weinkeller, vom Haupthaus etwas zurückliegend, musste 3 Meter tief der Felsen ausgehauen werden. Vorne aber, an der genannten Hausecke fällt der Fels steil ab gegen den See, ist schon nach wenigen Metern um die Höhe der Gartenmauer gefallen – man sieht an der heutigen Landstrasse den Naturstein hervortreten – und fällt in gleicher Steile weiter zum ursprünglichen Seeufer, das etwa da lag, wo heute die bergwärtige Strassengrenze der Seestrasse verläuft. Oben aber ergab sich eine Felsterrasse, eben und sich verbreiternd zurücklaufend bis hinter die Bahnlinie. Unmittelbar nördlich dieser Felskuppe liegt die alte Haab am Christoffel.

Die hervorragende Lage des Hofes Romenscheur oder Ramenschül auf dem vorspringenden Felsplateau wird unterstrichen durch die Nachbarschaft der Haabe beim Christoffel. Dessen Name wird schon in vorreformatorischer Zeit erwähnt (1504). Hier dürfte ein Bild oder eine Kapelle des Heiligen Christophorus gestanden haben, der oft als Beschützer von Brücken und Seeverkehr verehrt wurde. Vielleicht stand hier auch ein Schutzhaus für die Seefahrer, nicht nur hart am Wasser, sondern, wie andere Schutzhäuser, im Wasser. Das Untergeschoss wies bei solchen Bauten grosse Rundbogen nach der Seeseite auf, um den vor dem Sturm Zuflucht suchenden Weidlingen das Einfahren unter Dach zu ermöglichen. Tatsächlich spielt denn auch das «Bogenhaus» oder kurz «der Bogen», wie er meist genannt wurde, in der Geschichte Feldmeilens eine gewisse Rolle. Seine genaue Lage lässt sich bis jetzt nicht sicher ausmachen, doch muss er in nächster Nähe des «Christoffel» gestanden haben. Ob wir, in Zusammenhang mit dieser Christoffel-Haabe, einen ritterlichen Turm auf dem Ramenschül annehmen dürfen, von dem aus ein Angehöriger des niedrigen Dienstadels den Seeverkehr zu überwachen hatte, lässt sich nicht entscheiden.³

Frühzeit 1320–1588

Die älteste Erwähnung des Namens Ramenschül findet sich im Kammeramts-Urbar des Grossmünsterstiftes Zürich aus dem Jahr 1346⁴ und lautet (übersetzt): «Desgleichen gibt Joh. von Wellenberg 5 Mütt Kernen vom Weinberg Ramenschül in Meilen.» Es wird vermutet, «Ramenschül» sei aus einem alten Ortsnamen «Romanswil» entstan-

Item Johannes de Wellenberg
V. m. tritici de vinea Ramen
schül in Meilan.

Die erste urkundliche Erwähnung im Statutenbuch St. Felix und Regula 1346

«Item Johannes des Wellenberg
V modio tritici de vinea (5 Mütt Kernen vom Weinberg) Ramen-
schül in Meilan.»

den.⁵ Eine alemannische -wil-Siedlung in dieser Gegend, zwischen Meilen und Dächliswil (Herrliberg), ist zwar möglich, aber im ganzen gesehen doch recht fraglich. Die Propstei besass in Feldmeilen alten, ausgedehnten Grundbesitz. Es werden aber in den Urkunden der Propstei nie Grundstücke «zu Romanswil» oder «bei Romanswil» erwähnt; es treten auch nie Personen auf, die «von Romanswil» sind oder «Romanswiler» genannt werden. Man müsste also schon annehmen, Romanswil wäre eine zeitlang als Siedelung überhaupt verschwunden und hätte nur noch als Flurname weitergelebt, wodurch sich vielleicht auch die starke lautliche Veränderung von Romanswil zu Ramenschül erklären würde.

Aus den Jahren 1300–1350 besitzen wir zahlreiche Berichte über neu angelegte Weingärten im Feld, über Ackerland, das zu Weinbergen wurde. In diesem Zusammenhang wird 1313 die Landstrasse, die Feldmeilen der Länge nach durchzieht, erstmals erwähnt. Wir dürfen wohl mit dieser starken Ausdehnung des Rebbaues zwischen 1300 und 1350 folgende aufschlussreiche Stelle des Chronisten Johannes von Winterthur in Zusammenhang bringen: «Der Weinbau in dieser Gegend ist sehr alt, allein erst um die Mitte 14. Jahrhunderts bekam der Wein einen milden Geschmack, vorher war er so sauer, dass er die eisernen Zapfen angriff.»⁶

Durch eine Bestimmung in der alten Dorffoffnung, die etwa um 1320 aufgeschrieben wurde (vergl. Heimatbuch 1960), wollte man das aufkommende Siedeln im Feld, das durch den zunehmenden Weinbau bedingt war, mit folgendem Gesetz einschränken: «Wenn die Häuser am Feld «wüestlich» (unordentlich, leer, verlassen) stünden, soll mein Herr (der Propst der Grossmünsters) gebieten, dass man sie wegtue. Geschieht das nicht, so soll er den Vogt anrufen. Der soll sie «dannenschrenzen» (abbrechen) ohne des Höschen Hofstatt und der Hofstatt des Kloster Wurmsbach zu Rossbach.» Die Hofstatt des Hösch (Hösch ist ein Zürcher Bürgergeschlecht jener Zeit) ist also, zusammen mit dem seit 1311 bekannten Wurmsbacherhof am Rossbach, die einzige legitime Hofstatt im Feld. In der Offnung steht nicht genau, wo sie sich befand. Das Gebiet unmittelbar bergwärts des Gutes Mariafeld führt aber seit langem den Namen «im Hösch» (vergl. heutige Höschgasse, zwischen Schulhaus und Bahnlinie; der Name wird von alten Feldnern «im Höösch» gesprochen, mit langem offenen öö). Wir dürfen darum wohl vermuten, das heutige Mariafeld sei einstmals diese privilegierte Hofstatt eines Stadtzürcher Bürgers Hösch gewesen.

Die zitierte erste Erwähnung von Ramenschül im Kammeramts-Urbar steht unter dem Titel «Zehnt zu Meilen.» Die Hauptmasse der Zehnteinkünfte der Kirchgemeinde Meilen stand seit dem Jahr 965 dem Kloster Einsiedeln zu.⁷ Das Grossmünsterstift besass aber von einer Anzahl von Grundstücken in Obermeilen und einigen wenigen in Dorf-Meilen den Kornzehnten (ausdrücklich als solcher bezeichnet). Dazu kam— räumlich ganz isoliert — der Kornzehnt des Weinberges Ramenschül in Feldmeilen. Die Abgabe von 5 Mütt Kernen, die Johannes von Wellenberg entrichten musste, machte im Jahr 1346 immerhin einen runden Fünftel der gesamten Zehnteinkünfte des Grossmünsters aus unserer Gemeinde aus.

Offenbar sind diese Zehntrechte des Grossmünsters älter als die Einsiedelns, denn sie werden schon im ersten Güterverzeichnis der Propstei (um 880)⁸ erwähnt. Im Jahre 1346, als sie erstmals detailliert festgehalten wurden, erscheinen sie zwar eher in der Form eines Grundzinses, denn die Grösse der jährlichen Abgabe ist festgesetzt. Der Zehnten war ja sonst der zehnte Teil vom Ertrag des Grundstückes und wurde im Prinzip der Dorfkirche (oder dem Besitzer, dem Patron der Kirche) geschuldet. In einem Zehntverzeichnis wird darum normalerweise nicht die Höhe der geschuldeten Abgabe, sondern die Grösse der zehntpflichtigen Grundstücke festgehalten. Hier wurde nun aber von einem Weinberg eine Abgabe von 5 Mütt Kernen als «Zehnt» gefordert. Diese Aufzeichnung macht also schon im Jahre 1346

den Eindruck einer antiquierten, erstarrten Bestimmung. Ramenschül dürfte sich also schon lange Zeit vorher von seiner Umgebung rechtlich abgehoben haben.

Die Zehntenabgaben des Hofes an das Kammeramt lassen sich über 400 Jahre verfolgen. Sie werden erwähnt in einem Verzeichnis des Jahres 1487:⁹ Heini Bubenstoss zahlte damals, zusammen mit andern, von zwei Hofstätten und einer Juchart Reben einen Viertel Mütt Kernen und einen Viertel Malter Hafer. Er war damals einer der reicheren Bürger unserer Gemeinde.¹⁰ Knappe 80 Jahre später (1543) waren Besitzer der zehntenpflichtigen Güter in Feldmeilen: Langhans Andres, Rütsh Bubenstoss, zugenannt Spechtfrau, Bernhard Wunderli und Cornel Schulthessen Erben.^{11a} Sie machten dem Kammeramt Schwierigkeiten: während fünf Jahren blieben sie die Abgabe überhaupt schuldig. Sie sollten ihren Zehnten einem Beamten der Wachtgemeinde Obermeilen abliefern, die vom Kammeramt mit dem Einzug betreut worden war. Die Zahlungsverweigerung der Feldner drohte in Obermeilen ansteckend zu wirken, doch brachte die Stiftsverwaltung sie wieder zum Gehorsam. Im folgenden Jahrhundert wurden diese Zehntrechte des Kammeramtes in Meilen dem allgemeinen Brauch angepasst: die Bauern mussten nicht mehr eine feste Abgabe entrichten, sondern den zehnten Teil des Ertrages. Dies tat um 1647 Hans Erhard Suter im Feld,^{11b} der damals, wie wir später sehen werden, Lehmann des Amtmanns Escher (Besitzer des Hofes Romenscheur) war. Die letzte Beschreibung der Zehntabgabe an das Kammeramt stammt aus dem Jahre 1740.¹² Junker Diethelm Escher, Felix Dolder und Jakob Wunderli besaßen dazumal die zehntpflichtigen Güter: 3 ½ Jucharten Acker und Wiesen im «Stettler» genannt. (Dieser Name für das Gut Romenschür taucht erstmals 1621 auf). Um diesen kleinen Zehntbezirk des Kammeramtes gegenüber den übrigen Grundstücken, die dem Kloster Einsiedeln zehnten mussten, abzugrenzen, wurde er mit sieben Marksteinen «ausgemarchet».

Die Grundstücke, die der Propstei den Zehnten entrichten mussten, waren aber meist nicht ihr Eigentum. Zwar hatte das Chorherrenstift einen weitverzweigten, alten Grundbesitz in unserer Gemeinde. Von diesen Grundstücken mussten die Bauern einen Erblehenzins oder Grundzins entrichten, meist ins «Kelleramt» der Propstei.

In den Urbarien des Kelleramtes wurden diese Grundstücke von Meilen immer sorgfältig notiert und lassen sich über lange Zeiträume verfolgen. Der Name «Ramenschül» oder «Romenscheur» kommt in diesen Aufzeichnungen nicht vor; der Hof gehörte offenbar nicht zum Grundbesitz der Propstei Grossmünster. Und doch scheint es, Ramen-

An dem wingarten der gelegē ist ze Meilan an dem
Swabenbach den man nennet Ramenschül

Ausschnitt aus dem Erblehensbrief vom 24. Juli 1359 (Staatsarchiv des Kantons Zürich)

schül sei mit der Propstei in näherer Beziehung gestanden. Johannes von Wellenberg, der 1346 den Zehnt bezahlte, entstammte einem thurgauischen Rittergeschlecht, dessen Burg in der Nähe von Felben stand. Er selbst war aber Geistlicher am Zürcher Chorherrenstift.^{12a} Wenig später, im Jahre 1359, überlassen Propst und Kapitel des Stiftes ihrem Kellerer, Wernher von Cham, seiner Frau Margreth und ihren Kindern bis zum Tode aller aus «früntlichen Gnaden» den «wingarten, der gelegen ist ze Meilan an dem Swabenbach, den man nennet Ramenschül, stozt oberhalb an den swabenbach, niderthalb an Hch. Brüggelis Wingarten, einhalb an Oelzapfen wingarten, anderthalb an die Landstrass, der den obgenannt min herren und irem Gottshus eigentlich angehört, denselben wingarten samt allem so darzu gehört»...^{12b} Es ist nicht sicher, ob mit diesem «Weingarten Ramenschül» (eine Hofstatt wird nicht erwähnt) das frühere Gut Wellenbergs, das spätere Mariafeld, gemeint ist, denn dieses reichte wohl nicht bis zum Schwabach. Was später mit dem Weinberg geschah, den Werner von Cham als Lehen empfang, ist vorläufig nicht bekannt.

Als zehntenpflichtigen Besitzer der Güter im Romenscheur begegnete uns im Jahre 1543 Langhans Andres. Sein Geschlecht war in Feldmeilen und Toggwil begütert und wird dort 1406 erstmals erwähnt. Langhans Andres scheint mehr und mehr in Geldschwierigkeiten geraten zu sein. Er verpfändet sein Gut Romenscheur 1542 dem Amt Küsnacht (Rechtsnachfolger des Johanniterhauses, im Volksmund «Kloster» genannt): «Huss und hofstatt, schür und trotte, hanffland, bomgarten und 1 1/2 jucharten räben . . . zu Meylen uf dem Rommenscheur gelägen».¹³ Das Gut ist sein freies Eigentum, doch lastet, neben einigen Kapitalzinsen, darauf als erste Abgabe drei Schilling sechs Heller ab dem Haus in das Stift zum Grossmünster. Es muss sich dabei um die alte Zehntlast handeln. Zum Hof gehören ferner: 2 1/2 Jucharten Reben im «huderscht», «matten genant eichholzwissen», «wissen in der bühlen» und «in der tüffenen» und «fünffzechen jucharten acher an einandern im zweyenbach gelägen» und die Anstösser

sind die Bürckli, Schnorff und Wunderlich, um nur einige gute Meilener Namen zu nennen. Besonders enge Verbindung besteht aber damals, wie heute, zwischen Romenscheur und Sannt Christoffel, dem «huss und hofstatt, trotten, bomgarten, schür, hanffland und dritthalb jucharten räben inn einem innfag gelägen», alles zuständig dem Cunradt Schorrer, mit dem zusammen die Gült empfangen und verschrieben wird. Schon 1504 finden wir den Vater Schorer (vom Schooren bei Kilchberg) auf dem Christoffel; wie lange dieser im Besitz genannter Familie verblieben ist, haben wir nicht untersucht, weil es nicht in den Rahmen dieser Studie gehört.

Die bäuerlichen Besitzer hatten nicht nur Geld beim Johanniterhaus in Küsnacht aufgenommen, auch private Geldgeber aus der Stadt halfen ihnen.

Hans Anderes gen. Lang von Meilen war in den 80er Jahren des 16. Jahrhunderts Erbe des Romenscheur, Witwer der Elsbetha Wynmannin und Vater der Kinder Bernhart, Jakob, Heinrich, Dorothea und Frena — aber auch Grundschuldner dem Junker Escher von Zürich, dem «Kloster» in Küsnacht, den Nachkommen seines Bruders, einem Vetter in Thun, dem Marx Fogel (Vogel) in Zürich, alles in allem für über 1 600 Pfund Zürcher Währung. Der Hof ist im «Infang» unverändert, in den Aussengütern sind es nicht mehr dieselben Parzellen wie zur Zeit der Gültbriefe; Reben im Pfaffen und im Hoesch, Holz und Feld in der Rüti und «Riedt im Gastel (Gaster) glich underhalb Utnach» sind dazugekommen, andere Stücke sind veräussert worden. Aber die Schulden sind höher als $\frac{3}{4}$ des gesamten Landwertes, so entschliesst sich Anderes dem ersten Gläubiger, dem Junker Escher in Zürich, zu verkaufen, in dessen Namen Hans Anderes schon fünf Jahre früher, am 11. November 1583, die Stollenwiese in Bergmeilen erworben hatte.³⁴

Die Junker Escher vom Luchs 1588—1760

War zu Ende des Mittelalters der Landadel in der Stadt sesshaft geworden, beginnt zu Ende des 16. Jahrhunderts ein starkes Hinauswandern des Stadtpartiziats aufs Land. Viele suchten der puritanischen Strenge und Ueberwachung seitens der reformierten Stadt- und Kirchenobrigkeit wenigstens auf Erholungswochen zu entrinnen und die Bezeichnung «Lusthäuser» war so wenig von ungefähr wie die allseits beliebten «Badenfahrten».

1588 kommt der Hof im Meiler Feld also durch Kaufbrief vom 21. Februar an den Junker Marx Escher vom Luchs, Gerichtsherrn zu

Kempton und Werdegg. In diesem Kaufbrief erscheint namens der Obrigkeit übrigens Untervogt Andreas Ebersperger, an den die Wappenscheibe im Chor der Kirche Meilen erinnert. — Eschers Vorfahren waren 200 Jahre früher aus Kaiserstuhl nach Zürich zugewandert, hatten das Bürgerrecht erworben, sich dann aber schon in der nächsten Generation in eine geadelte Ritter- und später Junkerlinie (Escher vom Luchs) und eine patrizische Herrenlinie (Escher vom Glas) geteilt. Erstere verband sich mit dem Land- und Stadtadel, war Constaffel-genössig, Mitglied des adligen Stübli auf dem Rüden und stellte Gerichtsherren und Offiziere in fremden Diensten, wogegen Zürich den Glas-Eschern eine bedeutende Reihe erfolgreichster Kaufherren und hervorragende Magistrate verdankt. Heute sind die junkerlichen Luchs-Escher nahezu ausgestorben, im Gegensatz zu den weitverzweigten patrizischen Glas-Eschern.

Wie mag der Ramenschül zu jener Zeit ausgesehen haben? Wir kennen keine Abbildung des 16. oder 17. Jahrhunderts, doch können wir aus dem heutigen Baubestand und späteren Abbildungen den Schluss ziehen, dass damals schon der heutige Alt-Giebelbau, parallel zur Landstrasse errichtet war, möglicherweise im oberen Geschoss die Stuben der Stadtherren, im unteren die Wohnung der bürgerlichen Lehensleute enthaltend. Der genannte breitgieblige Altbau hat starke Mauern und erhebt sich über dem ersterwähnten, auf Fels erbauten, wenig vertieften Keller in zwei Geschossen. Obwohl die Ausstattung aus wesentlich späterer Zeit stammt, dürfen wir in diesem Bau das bereits 1542 erwähnte «huus» vermuten. Wohl auch unter den ersten Stadtherren mag parallel dazu, etwas zurückstehend, das damals eingeschossige Nebenhaus erbaut worden sein, das noch heute, im Winkel dem barocken Saalbau verbunden, Spuren spätgotischen Entstehens zeigt. Es darf angenommen werden, dass dieser Nebenbau mit seiner dem Hof zugewandten Spitzbogentüre und ostwärts blickendem Doppelfenster, zu ebener Erde eine Badstube und einen Gartensaal enthielt. — Ob «schür und trotten» bereits die Anfänge des heutigen Lehenhauses sind, ist nicht feststellbar, doch spricht der dortige grosse Weinkeller der Ernteunterbringung wegen für frühzeitiges Entstehen.

Junker Marx Escher der Aeltere, der Käufer von 1588, hatte seinen Vornamen von seinem Urgrossvater, dem Bürgermeister Marx Röist überkommen und in die Escherfamilie gebracht;¹⁵ er war 1547 geboren als Sohn des Jkr. Hans Escher und der Margaretha Meyer v. Knonau. Als er den Ramenschül in Meilen erwarb, war er Gerichtsherr zu Wetzikon, zum zweiten mal verheiratet und Vater einer stattlichen Kinderschar; an der Geburt des jüngsten Sohnes erster Ehe,

Hans Erhard, war die Mutter Margaretha Blaarer v. Wartensee 1584 gestorben, vier Jahre vor dem Erwerb des Meilener Gutes. Da auch die zweite Frau noch in Wetzikon 1594 beerdigt wurde und Jkr. Marx 1596 von seinem Vetter Hans Lux Escher die ehemals Waldmannsche Feste Dübelstein bei Dübendorf erwarb,¹⁶ muss angenommen werden, dass Escher sein Landgut in Meilen nicht viel besucht hat, es wohl nur der darauf lastenden Grundschuld und vielleicht des eignen Weines wegen erworben hatte. Von 1597 an lebte er freilich in der Stadt, ward Richter und schliesslich Schultheiss am Stadtgericht und XVIIIer zum Rüden (Ratsherr durch Wahl der Constaffel). Als er 1612 starb, war sein älterer Sohn Hans Georg bereits in städtischen Amt und Würden, kurz vor seiner Wahl zum Constaffelherr, seine Tochter war Gerichtsherrin Steiner zu Wülfigen und sollte bald Bürgermeister Rahns zweite Frau werden. Sein Jüngster, Hans Erhard, aber war gerade im Vorjahr Einsiedler Amtmann geworden, als Nachfolger verschiedener Escher des gleichen Stammes, die seit der Reformation sich in diesem Amt gefolgt waren. — Ihm hinterliess er, zusammen mit dem älteren Bruder, sein Landgut im Meiler Feld, das aber, wie wir sehen, schon neun Jahre später Alleinbesitz des Amtmanns wurde und unter ihm und seinem Nachfolger-Sohn besondere Bedeutung erlangte. Auch nach der Reformation war das «Gotteshaus vor dem finsternen Wald» reicher Grundbesitzer in Stadt und Landschaft Zürich geblieben und aus solchem Grundherrentum war auch der Einsiedler Abt bis 1818 Kollator der Pfarrkirche Meilen. In diesem Zusammenhang möge man mir im Jahre des römischen Konzils eine kleine oekumenische Abschweifung nicht verübeln: Jede vom Zürcher Bürgermeister und Rat getätigte Meilener Pfarrwahl bedurfte einer durch den Abt von Einsiedeln vorzunehmenden feierlichen «Einweisung in die Pfrund». Dem Abt wurden zwei bis drei Vorschläge für einen reformierten Prädikanten gemacht, aus denen er einen wählte, der wiederum vom Zürcher Rat zu bestätigen war. Einmal bestellt, reiste der neue Pfarrherr persönlich nach Einsiedeln, um dort seinen Bestallungsbrief zu empfangen, nachdem er vorgängig Gehorsam gelobt und beeidigt, dass er die Kirchgenossen zu Meilen mit wahrer göttlicher evangelischer Lehre versehen werde. Der Austausch der Lehensbriefe endete damit, dass der reformierte Prädikant dem Abt die Hand küsste, seinen Kanzler und seinen Kämmerling mit je einem Präsent in Form eines Hosen-Paars, später an dessen Stelle zwei Dukaten, ehrte, seinerseits aber zur Hoftafel geladen wurde.¹⁷

Doch kehren wir zurück zum zürcherischen Amtmann Einsiedeln, unserem Junker Hans Erhart Escher, dem es als Spichwart oblag, die

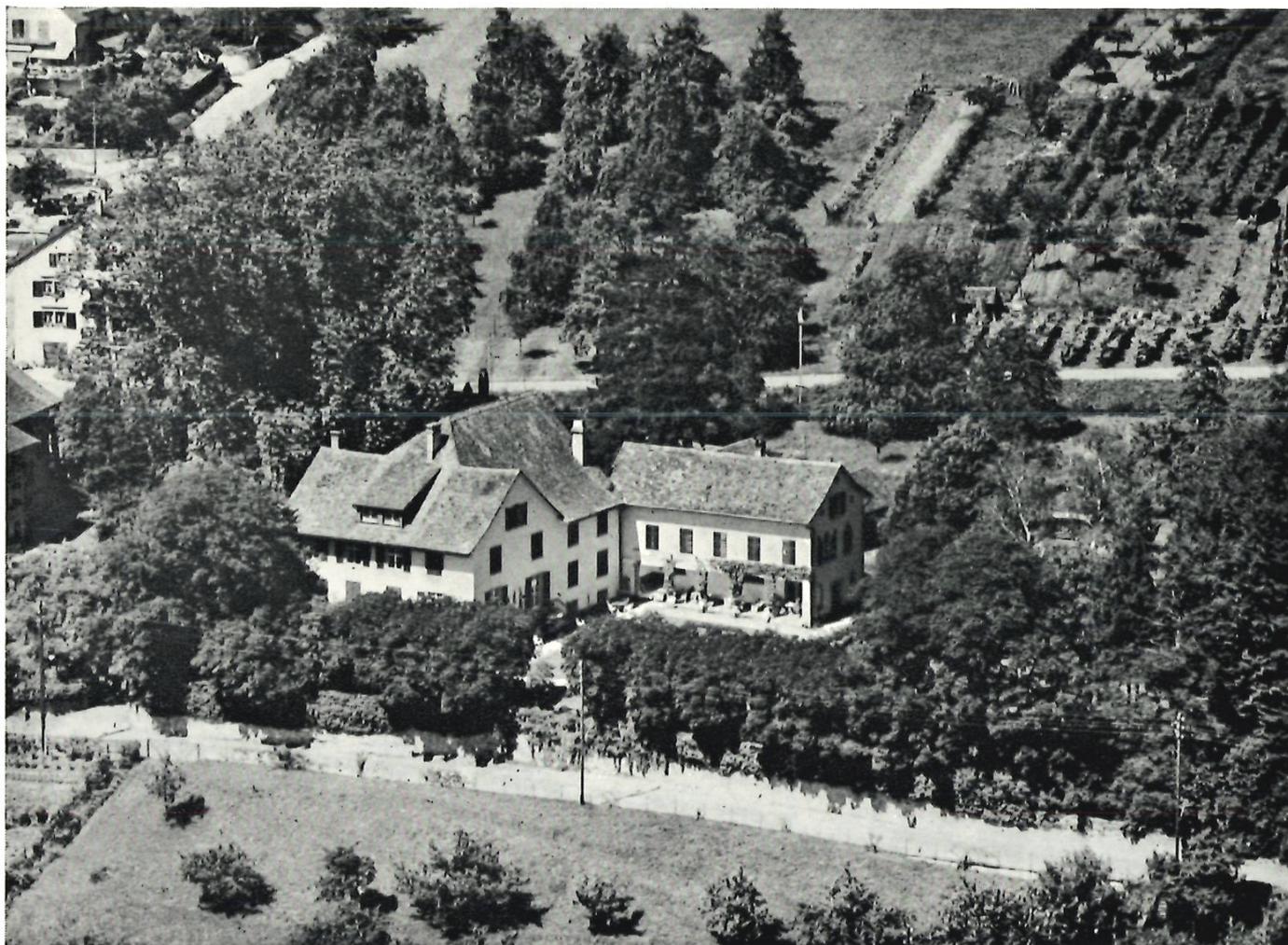
Erträgnisse der einsiedlischen Lehensgüter einzuziehen. Er hatte seinen Sitz im «Einsiedlerhof» in Zürich, zur Zeit von Eschers Amtsantritt ein stattliches Haus am Münsterhof, da, wo heute das Zunfthaus zur Meise steht. Sieben Jahre später tauschte das Kloster diesen Hof gegen das auf Dorf gelegene Haus zum «weissen Kreuz» (Limmatquai). Dort müssen wir uns also den Sitz unseres Amtmannes vorstellen, währenddem er im Meiler Feld Erholungstage im Sommer und Wümmet verbracht haben mag. Darüber hinaus aber sah das Haus nun festliche Gäste aus Einsiedeln, wenn der Abt oder sein Kanzler zu Wasser nach Zürich kamen und am Meiler Feld Zwischenhalt nahmen.

Marx Escher, des Amtmanns Sohn, gibt uns in seiner Autobiographie einige Jugendaufzeichnungen,¹⁸ die als Zeitbild hier wiedergegeben sein sollen:

«Den 7. April 1628 morgens um 2 1/2 Uhr ward ich Marx Escher in dem Einsidlerhof auf dorf gebohren: Mein Vater war Jkr. Hans Erhard Escher Amtman im Einsidler Hof, meine Mutter Frau Margretha Edlibachin. Den 8. April ward ich bym grossen Münster tauft. — Den 16. November 1629 starb an der Pest, so damahls in Zürich grassierte mein 6jähriger Bruder Ludwig - - - den 19. November starben meine L. Mutter, Frau Margreth Edlibachin und mein 14jähriger Bruder Hans Erhard und sind bym grossen Münster begraben worden. Auf dises hat mein L. Vater uns, seine noch lebenden Söhne gesonderet und aus dem Haus gethan, den Hans Conrad und Hans Rudolfen 10 wochen lang zu Herrn Christofel Nüscher, dem Mahler, bey dem fliegenden Fisch hinder der Undern Zünen - - - Mich aber trug man in einer wiegen zum trauben im Neuwmarkt zu Frau Maria Escherin, meines Vaters Schwöster, herrn Burgermeister Hans Rudolf Rahnen sel. witen. — Wir waren alle wohl versorget und gepflegt. - - - Während dem witerstand hielt mein Vater bey sich sein Schwöster Jfr. Elisabetha Escher - - -sie war ledigen Standes, ein gar geschickte Jungfrau, welche dienlich mit wollen und Seiden umzugehen wusste.» Schon vor dieser Pestzeit war Vater Eschers älterer Bruder Hans Georg gestorben mit dem er das Gut im Meiler Feld gemeinsam ererbt hatte. 1621 verkauft die Bruders Witwe Cleophea v. Salis ihren und ihrer Kinder Anteil an Jkr. Amtmann Hans Erhard, ohne dass die Umschreibung des Grundbesitzes eine Veränderung des Gutes zeigt.¹⁹ Escher hatte seine Amtmannschaft bis zu seinem Tod im Jahr 1660 inne. Wenige Jahre vorher besagt das Einsiedler Urbar von 1653, dass unter «den zehendbahren Güttern zu Meilen der Junckher Amtmann Aescher in der Wacht im Veldt fünf Jucharten Räben und zwei Jucharten Ackher besitze und zu Lehenmann den Hans Erhart Suter — er war



Wappenscheibe des Junkers Marx Escher und seiner Frau Margaretha Blarer v. Wartensee 1579. Käufer des Landguts Ramenschül 1588. Das Escherwappen zeigt schräg geteilt rot/gold im oberen Feld einen goldenen Luchs, daher «Escher vom Luchs». (Landesmuseum Zürich. Photo Schweiz. Landesmuseum)



Mariafeld 1960
(Altbau, Saalbau 1753, Kappellenhaus; Lehenhaus verdeckt).
Planskizze auf nächster Seite gleich orientiert wie Luftaufnahme

(Luftaufnahme M. Egger, Jona SG)



FRÜHZEIT



16./17. JAHRHUNDERT



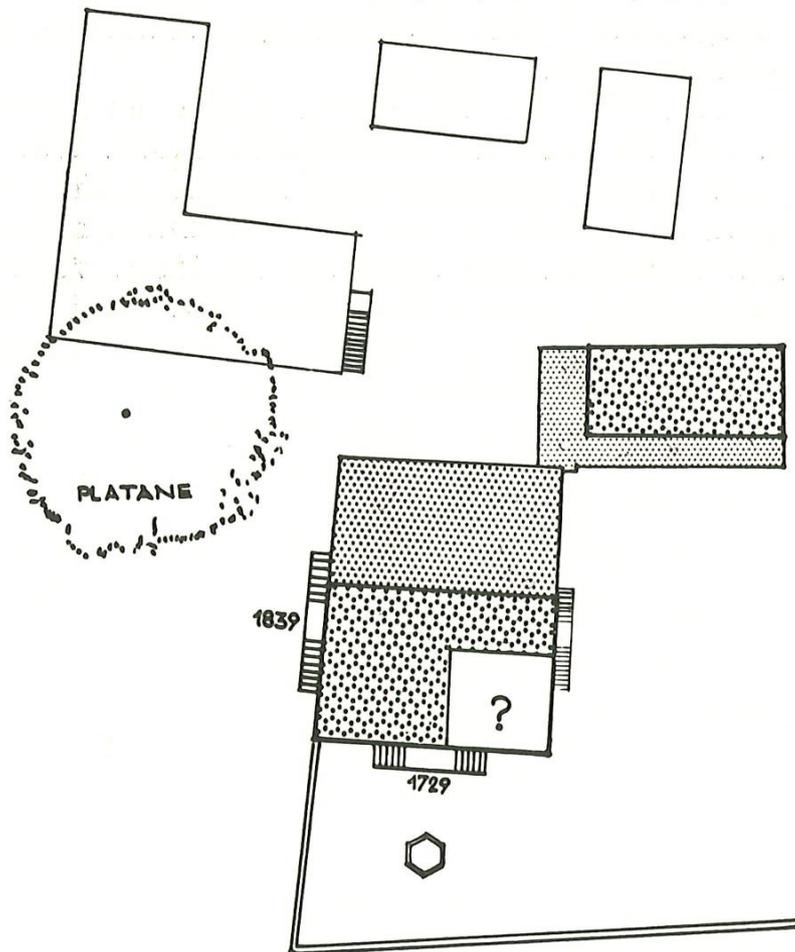
1729 TREPPE , 1839 VERLEGT



1753



1839



sicher Eschers Taufgötti — habe. Die Einsiedliche Zehntenpflicht, der heutigen Kirchensteuer entsprechend, besagt nicht etwa, dass Eschers Gut Einsiedliches Lehen gewesen sei. Es ist hier zu unterscheiden zwischen Lehensgütern des Klosters, die dem Amtmann zum Ertrags-einzug unterstanden und übrigem Grundbesitz, der nur Kirchenzehnten — auch nach Einsiedeln — zu leisten hatte.

Junker Marx Escher d.J. war ein Dreissiger, als sein Vater starb. Wohl wäre das ehrenvolle und einträgliches Amt dem älteren Bruder zugefallen, doch dieser verzichtete zugunsten des jüngeren, da Hans Conrad selber damals bereits wusste, dass er kinderlos bleiben würde. Die junkerlichen Escher waren in der Wahl ihrer Berufe adelsstolz und wählerisch, traten auch nicht gerne in kämpferische Konkurrenz gegen andere Anwärter. Erbliche Aemter waren ihnen erwünscht, wo sie nur unter sich zu tun hatten. Schon 1643 schrieb Vater Escher an den Abt, man möge seine Söhne als Nachfolger bestätigen, was ihm auch 1645 zugesichert wurde.²⁰

Marx Escher war verheiratet. Wir finden darüber in seinem Tagebuch wiederum eine für jene Zeit bezeichnende Notiz. War der alte Escher schon nach kurzer unsentimentaler Witwenschaft (5 Monate) wieder verheiratet, so besorgte er sich mit erstaunlicher Promptheit, zum zweiten Mal verwitwet, eine Sohnsfrau ins Haus. Vater Eschers zweite Frau, Barbara Hess, starb im Spätwinter 1654 und im Tagebuch finden wir: «Als mein Vater nit gut funden, dass keine Frau in diesem haus seye, hat er mich angemahnet, zu der heirate, er wolle mich mit der frauwen im haus halten — darauf ich mich mit seinem guten wüssen und willen eheliche verlobt mit Jungfrau Maria Grebel» — am 29. Mai 1654 war die Hochzeit.

«1661. jahr war ein gantz fruchtbar jahr. Ich hab an meinen 5 Jucharten Reben im Meilerveld gewümmet 156 Eimer 8 Töpf über den Zehenden» (ca. 16 000 Liter).

«1671 am 17. August, kam der Fürst (Abt von Einsiedeln Augustin II. Reding v. Biberegg) samt seinem Begleit von Fahr wieder allhero (Zürich), und nach genomner Mittag Mahlzeit ist Er in seinem Schiff nach Pfäfficken verreist, ich begleitete sie bis ins Meilerfeld, da sie noch einen Trunk in meinem Guth genommen.»

«Im 1675 wümmete man erst ausgendts Octob. und anfangs Novemb. Es gab ein sehr saurer Wein. Man musste die Trauben unter dem Schnee in grosser Kälte ablesen, ward darum der Schneewein genant».

«1686 16. Mai gab es zu Meilen blühende Trauben».

Von seiner Tätigkeit als Amtmann, von seiner Frau und seinen vier Söhnen berichtet er so gut wie gar nicht; dagegen erwähnt er:

«1684 3. Juli starb mein Lehenmann Hans Heinrich Sutz zu Meilen».

Sein Aeltester war Hans Erhard, dem wir die zu Anfang erwähnte Beschreibung des Zürichsees verdanken, die für die Geschichte dieser Gegend viel Wissenswertes enthält, auch mit einer hübschen Landkarte und einem Meyer'schen Prospekt (Titelblatt) versehen ist. An ihn erinnert in der Mariafelder Eingangshalle noch eine mächtige Stücklitruhe der Spätrenaissance, gezeichnet H.E. E. 1680 (das H. wurde später entfernt).

Noch zwei Söhne erreichten das Mannesalter, einer heiratete; aber keine Enkel waren dem Amtmann Marx d.J. beschieden.

1686 starb Eschers Frau Maria Grebel – er heiratete im folgenden Jahr Anna Barbara Escher vom Luchs, die Tochter des Obristen Peter und der Dorothea v. Graffenried – diese Ehe blieb kinderlos.

Mit zunehmendem Alter fährt Marx Escher alljährlich mit seiner Frau, oft auch mit Sohn und Sohnsfrau ins Meilerfeld, um dort in Kräutern zu baden. Wir vermuten, dass der Krautgarten vor dem Badhaus angelegt war, wie wir ihn aus der Abbildung Seite 25 erkennen können.

«1690 9. Heumonath fuhr ich und meine Frau gen Meilen in mein gut ein Bader Cur daselbst zu haben».

«1691 1. Aug. hatten wir zu Meylen ein 9 tägige Bader Cur – ebenso 1692 eine 13 tägige.

Aber auch die andere Hälfte des Badhauses, der Festsaal, kam zu Ehren:

«1693 22. Mey kamen von Pfefficken im Schiff in mein guth im Meilerfeld Ihr fürstl. Gnaden Herr Raphael (v. Gottrau) Abt zu Einsidlen, Herr Mauritz Fleckenstein Conventual, Herr Lazarus Heinrich Cantzler, Herr Secretaire Carl Francis Kreuel, Item Cämerling, Margstaller, Laquey sambt 3 Schiffmannen und 6 pferdten, dise Herren haben ein Mittagsmahl in Frölichkeit mit uns genommen, und sind noch selbigen Tags zu pferdt uf Fahr gereiset, die Schiffleuth aber nach Pfefficken.»

Der Festsaal mit den langen Fenstern bis zu den Gartenbeeten, die blühenden Matten im Infang, die grünenden Rebenhänge der Frauenkammer, sie alle haben an diesem frohen Mittagsmahl teilgehabt, und auch der Chronist im Kloster daheim erhielt Kunde davon und schrieb sorgfältig nieder, der Nachwelt zu bewahren, was die geistlichen Herren draussen, reformierten Gebiets, erlebt hatten:

«Wie gemerkt, seynd ihrer Fürstlichen Gnaden disen Abend auf Pfefficken kommen, wo sie auch eins und anderes zu sehen vorhatte. Nechsten Morgen celebrierte Sie früher, namen darüber ein Frühstück,

gingen hernach mit ganzer Aufwart in das Schiff, darin auch die Pferdts gestellt worden, liessen sich bis auf Meilen stossen, wohin Herr Amptmann Marx Escher sie ganz angelegentlich eingeladen, kehrte deretwegen bei ihm in seinem Guet genannt im Veld zu und speiste dorten zu Mittag. Gesagter Herr Amptmann, welcher diese Gelegenheit schon lang gesuecht und verlangt hatte, stellte ein Fürstl. Tractation auf, neben dem kostlichsten alten Züricher Wein, von 12, 15 und 16 Jahren, also dass der Aufwart Ihrer Fürstlichen Gnaden über selbst eigener vermeinen mehr Dampf in Kopf bekommen, als dass Sie in allem netto aufwarten möchten. Seynd gleichwohl alle mit Ehren aus dem Haus kommen. Aber als sie zu Pferdts gesessen und fortgeritten, finge mithin einer zu schwanken: und nach dem sie auf der Strass ein wenig halten müsste, und underdessen vom Pferdts gestigen, nachgends sich mit zimmlich grosser Difficultet wider auf die Pferdts gebracht. Wahrum auch sie so lang gesäubt, dass Sie zimmlich spath, gleichwol mit Glück nach Var (Fahr) ankamen». ^{21a}

Dieses fröhliche Gezeche war der Abschluss von Eschers 34jähriger Amtstätigkeit – schon 1694 resignierte er und übergab sein Amt Johann Caspar Hess. ^{21b}

Die Amtsaufgabe brachte das Verlassen des Einsiedlerhofs auf Dorf mit sich, und Junker Marx zog in das nahegelegene Haus zum «steinernen Erggel» (Ecke Trittligasse/Oberdorfasse), das er von seiner Base Edlibach ererbt hatte.

Im Meilerfeld sind die frohen Tage der Einsiedler Besuche nun zu Ende. Der Junker alt Amptmann geht mit seiner Frau nur noch im Brach- oder Heumonat zu zehnt- bis vierzehntägigen Kräuterkuren hinaus.

1705 feiert der Patriarch im Meilerfeld noch ein bäuerliches Fest: «21. Heumonat, hat mein Taufgötti und Lehenmann Marx Sutz aet. 34 Hochzeit zu Meilen gehalten mit Elsbeth Sträulin von Wädenschweil. Die Mahlzeit war in meinem Haus im Meiler Veld und waren an der Hochzeit meine beiden Söhne Gerold und Hans Conrad und auch die Sohnsfrau, Frau Anna Dorothea von Schönau. G.G.G.» ^{21c}

Ab 1712 haben wir keine Aufzeichnungen mehr. Der 84-jährige Junker ist des Niederschreibens müde geworden.

Da Amptmann Escher alle seine Söhne überlebte und keine Enkel hatte, vermachte er das Gut seinem Vetter, dem Junker Hans Heinrich Escher «an der Thorgass». Doch auch diesen hatte er überlebt, als er 1719 im hohen Alter von 92 Jahren starb. So waren die Kinder des verstorbenen Veters seine Erben; es waren zwei Söhne und vier Töchter. ²²

Nach dem Zürcherischen Stadterbrecht von 1716 «haben Söhne vorzugsweise ein Recht auf die Liegenschaften, welche ihnen um einen billigen Preis zu überlassen sind, der jüngste Sohn hinwieder vor seinen Brüdern ein Vorrecht auf das Wohnhaus des Vaters. Endlich theilten dann die Brüder mit ihren Schwestern die gesamte Erbmasse so, dass auf jeden Sohn fünf, auf jede Tochter vier Teile kommen, oder wie sich unser Recht ausdrückt, zu fünf und vier Pfennigen».²³

Dem sogenannten Minorat im altschweizerischen Erbrecht, noch heute in gewissen Gegenden des Kantons Bern üblich, lag die Ueberlegung zu Grunde, die Bevorzugung des jüngsten Sohnes sichere eine längere Besitzzeit und dadurch weniger häufigen Handwechsel. Ausserdem galt die Erfahrung, dass ältere Söhne, oft vom Vater unterstützt, bereits selbständig und vermöglich seien, wenn dieser sterbe, während der Jüngste über den Tod des Vaters hinausreichender Bevorzugung bedürftig sei und eben deshalb den Hof bekommen sollte. Auch war es richtig, den Aeltesten nicht wartend auf des Vaters Hof seine besten Mannesjahre dahin streichen zu lassen, sondern diese neuem Besitz zuzuwenden. Die zweite Eigenart des damaligen Erbrechts nennt man den sogenannten «Mannsvorteil», wir finden ihn heute noch teilweise in Graubünden.

Obwohl Obervogt Hans Heinrich Escher schon 1716 gestorben war, wurde sein Erbe erst am 4. Juni 1720 verhandelt, d. h. nachdem das Meilergut auch in die Erbmasse gefallen war.

Das Haus an der Thorgasse, eben das Wohnhaus des Vaters, ward auf 3000 Gulden bewertet und dem jüngeren Sohn Diethelm zugeschlagen (er hiess nach seinem Grossvater Holzhalb so): «das Landtgueth zu Meylen mit aller zugehör, welches erst nach Seinem Selligen hinscheid seinen hinderlassenen Erben, von dem Junker Amptmann Escher im Steinernen Ergel lt. Testaments, vermächnußsweiss anheimgefallen» trägt den lakonischen Vermerk «ohne Werth».²⁴

Wir erklären uns diese überraschende Taxierung aus Gründen, vielleicht der Erbsteuer oder um Unfrieden seitens der anderen Escher-Grossvettern zu vermeiden — denn der Ertrag an Wein allein aus dem Jahre 1711 besagt, dass das Gut keineswegs ohne Wert war.

Der Teilrodel fährt weiter: «welche Summa (die Gesamterbschaft) mit consens, und zufridenheith sämtlicher Erben in sechs gleiche Theile zu vertheilen geordnet worden; — jedoch mit dem Vorbehalt, dass dannzumahlen, der väterliche Vorthail, so dennen zwey Junkern Söhnen hiervon gebürte, Ihnenn, auff demm Landgueth zu Meilen (so hiervornen vor nichts gewerthet worden) solln gezeiget werden». Mit anderen Worten also, von 1720 an sind die neuen Besitzer des alten

Ramenschül die Brüder Jkr. Hans Georg (1692–1751) und Jkr. Diethelm (1696–1755).

Der Aeltere der Beiden heiratete 1726 Esther Escher vom Glas, ward XVIIIer vom Rüden, Beisitzer der Reformationskammer und schliesslich Obervogt zu Laufen – er blieb aber kinderlos.

Wir müssen vermuten – leider blieb die Suche nach entsprechenden Aufzeichnungen erfolglos –, dass er für seine junge Frau im Landgut draussen die ersten Verschönerungen des 18. Jahrhunderts vornahm und wir ihm in solcher Hinsicht manches verdanken.

Der uns bereits bekannte Altbau über der Seeterrasse erhielt im Oberstock zierliche doppelflüglige Nussbaumtüren, alle Zimmer untereinander verbindend und auf die obere Halle ausmünden lassend. Originelle flache Messingschlösser mit kleinen Drehknöpfen, die uns als Kinder so oft Schwierigkeiten im Oeffnen machten, sind in einer Leichtigkeit und Schlichtheit ausgeführt, die wir für diese Zeit kaum erwarten möchten. Die hellen Stuben gegen den See erhielten weiter einfache, aber gekonnte Mittelstuckaturen und Deckensimse und endlich in der Nordwest-Ecke, mit dem Blick in Richtung auf das ferne Zürich, entstand ein ländliches Prunkzimmer für die Herbsttage. Besonders schön gemasertes, durch verhaltene Einlegearbeit belebtes Nussbaumtäfer und ein weissblauer prachtvoller Turmofen des Johannes Reiner²⁵ strahlen für die kühlen Wümmetabende trauliche Geborgenheit aus. Vom Ofen her kennen wir das Jahr dieses Umbaues, 1729, ist er doch in der mittleren Kron-Kartusche signiert und datiert. Der Ofen zeigt auf einer Kachel die bislang älteste Ansicht des Hauses (s. Abbildung Seite 25), die uns für die Baugeschichte so wertvolle Dienste leistet. Feudal umringen auf dem Ofen die Ansicht des schlichten Landhauses solche der Schlösser Sonnenberg, Frauenfeld und Baden. Die Stuckaturen über dem Täfer, zur Decke überleitend, zeigen Verwandtschaft mit denen des Festsaaes im Rüden in Zürich und dürften bei der Zugehörigkeit der Luchs-Escher zu Constaffel und adliger Stube von der gleichen, wie man dort vermutet, italienischen Meisterhand stammen.

Draussen an der Seefassade entstand eine grosszügige Doppeltreppe zu den Räumen des Untergeschosses führend, mit schönem Geländer damaliger Schmiedeisenkunst; Kugelknaufe auf den Zwischenstäben, breites Bandwerk, Akantusblätter und schwungvolle Barockornamente (C-Voluten) ländlicher Behäbigkeit sind Zeugen der französischen Régence. Dieser Freitreppe vorgelagert entstand ein sechseckiger Springbrunnen aus klammerverstrebten grossen Sandsteinplatten, dem Garten einen Hauch jener Lustgartenpracht zu geben, die wenige Jahre

früher (1723) in der Herrliberger «Schipf» Hans Conrad Escher (Glas) — Pestaluz mit seinem prachtvollen Saalbau und Terrassengarten entfaltet hatte.²⁶

Leider wissen wir aus der Zeit dieser Escher'schen Nachfahren wenig, da sich keine Aufzeichnungen erhalten haben. Wir sind auf die Lebensdaten der Besitzer angewiesen.

1751 stirbt der kinderlose Hans Georg. Von nun an ist Junker Diethelm Alleinbesitzer, und der bald sechzigjährige Constaffelherr beginnt von neuem das Haus auszubauen und es zum Heiratsgut für seine Tochter Küngolt zu rüsten.

Ein stattlicher Neubau wird zwischen das alte Haus der Vorfahren und das Badhaus mit dem Einsiedlersaal eingefügt, breit und an die zwei Meter über die Firsthöhe des Altbaus hinausragend.²⁷ Im Gebälk des Daches finden wir in einer Balkenfuge die Jahreszahl 1753. Im folgenden Jahr berichtet David Herrliberger in seiner Topographie:

«Nicht weit darob (Bünishofen) ist das schöne und fruchtbare Meyerfeld, allwo Junker Ratsherr Diethelm Escher ein treffenlich Landgut hat von vielem und kostbarem Räbgwächs, neu angelegten Gärten, nach neuer Façon erbautes Lusthaus, und ein im Felsen gehauenen Keller; der Ort ward ehemal die Romenscheuer genannt.»²⁸

Der 1753 erstellte Hochbau enthielt, etwas unter dem Hofniveau, eine gewaltige Weintrotte von etwa sechs Meter Höhe, sieben Meter Breite und etwa acht Meter Tiefe; rückwärtig stiess die Trotte an die Weinkeller des Altbaus. Links und rechts von der Trotte lagen Kammern und Nebenräume im Keller- und Zwischengeschoss. Ueber der Trotte entstand ein festlicher Saal im ländlichen Rokoko. In den Ausmassen der Trotte gleich, griff der Raum über die Höhe der übrigen Wohnräume hinauf in den grossen Hofgiebel. Hohe, sprossenunterteilte Fenster^{29a} blickten hinaus auf den Hof und die ansteigenden Rebhänge des Huderst und der Nadlen. Ursprünglich in weiss und gold gehalten, war der Saal möbliert mit einer Spiegelkonsole zwischen den Fenstern und weissgoldnen Rokokosesseln mit Schwänen und Muschelornamenten an der Rückenlehne. Die Türen wurden denen des dreissig Jahre früher verschönten Altbaues nachgebildet. Die Decke zeigte ein Stuckdekor in schlichter Beschwingtheit. An den Saal angrenzend entstanden zwei längliche, dreifenstrige Schlafkammern für Gäste und Freunde. — Das Mobiliar ist noch heute im Hause, und die Grundidee dieser Bauetappe hat sich bis zur Gegenwart erhalten, wenn schon der gewaltige Trottenraum 1839 zu Wohnzwecken umgebaut wurde. Der Saal war ursprünglich ohne Heizung, nur für sommerliche Feste gedacht. Der südliche Wohnraum (heute Bibliothek gegen den Garten,

erhielt dagegen um 1770 einen weiteren Turmofen für die Wümmetage: weiss mit schwarzblauen Rocaille-Ornamenten und Landschaften in der Art der J.R. Hoffmann und Daniel Düringer.^{29b}

Möglicherweise ist in der gleichen Bauperiode ein weiterer Ausbau des Lehenshauses erfolgt. Etwas zurückgesetzt erhob es sich parallel zum alten Herrenhaus mit strohgedecktem Mansardendach. Unten waren Keller und Ställe, darüber die Wohnung der Lehensleute und, ins Dach hinaufstrebend, die Heubühne.

So mögen wir uns das Landgut im Meilerfeld vorstellen, wo 1755 der Grundherr und Neubauer während des Wümmets überraschend und im Alter von nur 60 Jahren starb, betrauert von seiner Witwe Elisabeth, seiner Stieftochter Greuter^{30a}, und seiner jüngsten, dem damals 16jährigen Fräulein Küngolt.

Diese junge Dame war durch den Tod des Vaters zu einer an Häusern und Gütern gesegneten Erbtöchter geworden, waren ihr doch ausser dem neu erbauten Landgut das Stadthaus an der Thorgasse und vom Onkel her der «steinerne Erggel» zugefallen.

Die Junker Wyss 1760–1839

Ein anderes Landgut in Obermeilen, den junkerlichen Vettern^{30b} im «Sonnenhof» benachbart, sah damals hin und wieder einen jungen Herrn als Begleiter des Bürgermeisters Hans Caspar Escher vom Glas (1678–1762). Dieser junge Kavalier gewann das Herz der Herrin des Landguts im Feld, das von See und Landstrasse aus so stattlich und ganz nach neuer Façon anzusehen war.

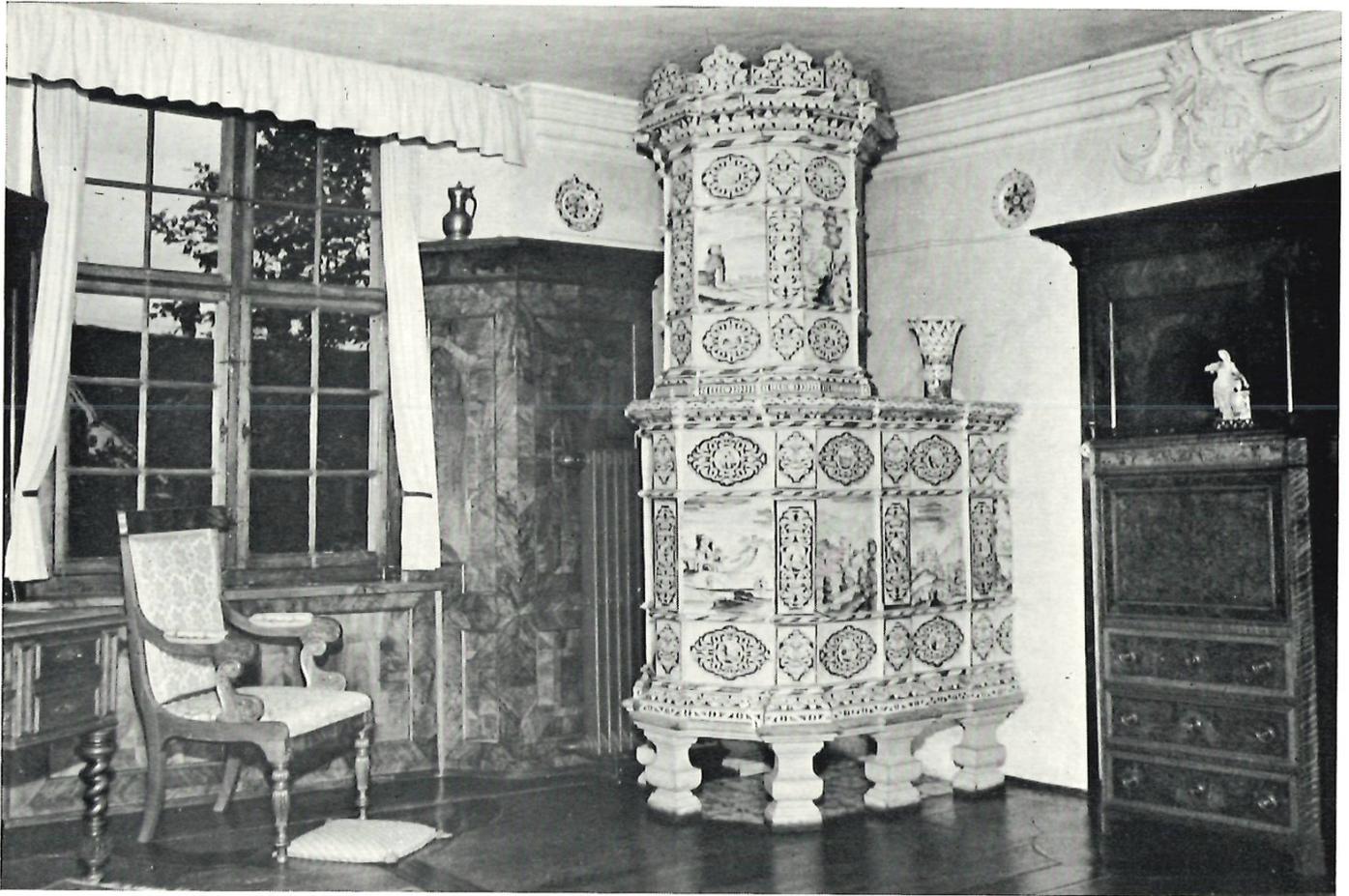
Junker David Wyss, damals 23jährig, früh von Vaterseite verwaist, hatte in eben seinem mütterlichen Grossvater Bürgermeister einen trefflichen Lehrer gefunden. Dieser bedeutende Staatsmann hatte David besonders ins Herz geschlossen, da er seinen eigenen Sohn früh verloren hatte. Väterlicherseits stammte David Wyss aus der alten Stadtfamilie der «Wyss vom Angel», sogenannt nach ihrem Wappenbild (silberner Angel auf schwarzem Grund).^{30c}

Noch zu Lebzeiten des Grossvaters Bürgermeister heirateten die jungen Leute im Januar 1760. Mit dem Ehepaar Wyss-Escher zog frohes Leben in das erneuerte Landgut; zu Sommerferien und zum «Krähhahnen» im Wümmet kamen jetzt wieder junge Leute.

An die Hochzeit von 1760 erinnert der stattliche Brunnen im Hof des Meilerfelds, der aus diesem Anlass aufgeführt wurde.^{31a} Aus muschelgeschmücktem, schon Anfänge des Zopf- und Guirlandenstils verratenden Aufsatz springt das frische Quellwasser der Brunnenstube an der Nadlen in den grossen Steintrog.



Das Landgut im Meiler Feld 1729
Darstellung auf einer Kachel des Ofens von Johannes Reiner



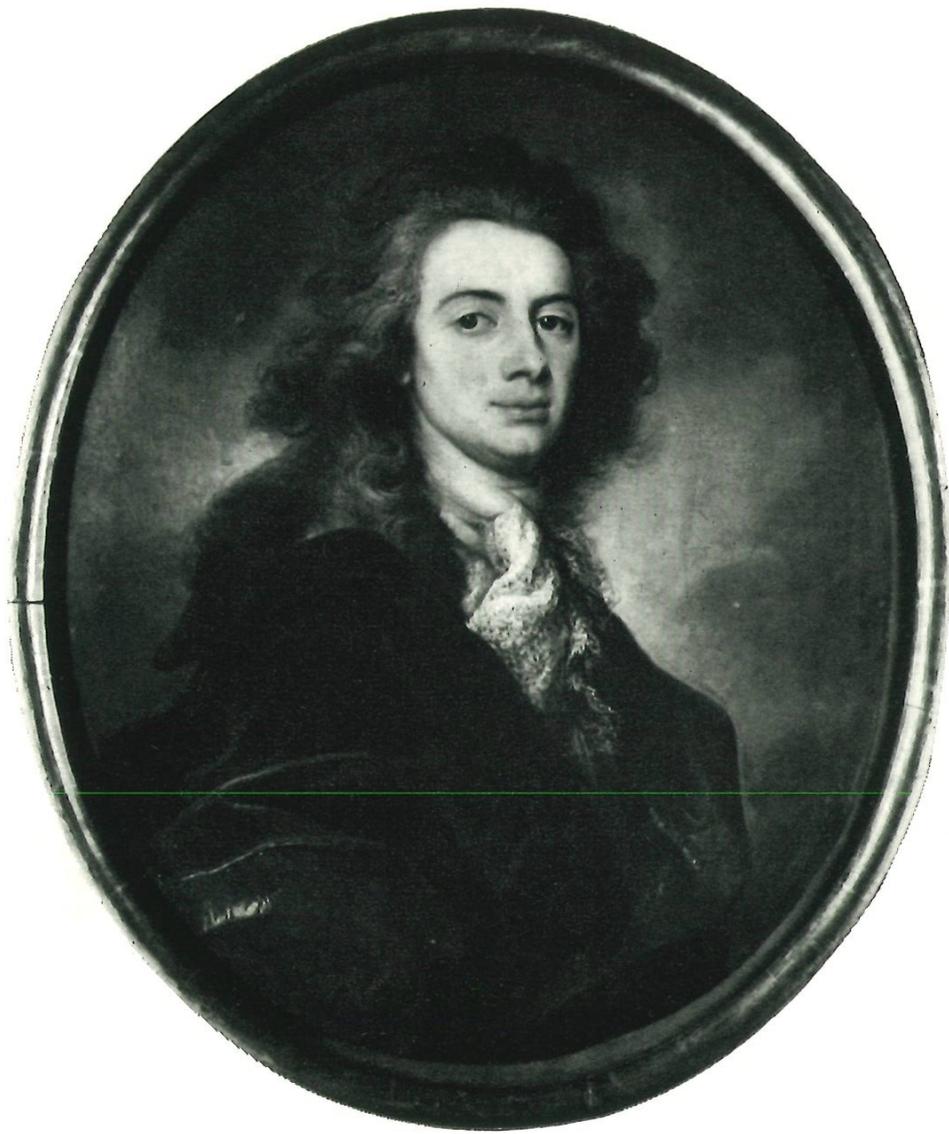
Das Nussbaumzimmer mit dem Ofen von Johannes Reimer
1729
vgl. auch Abbildung Seite 25

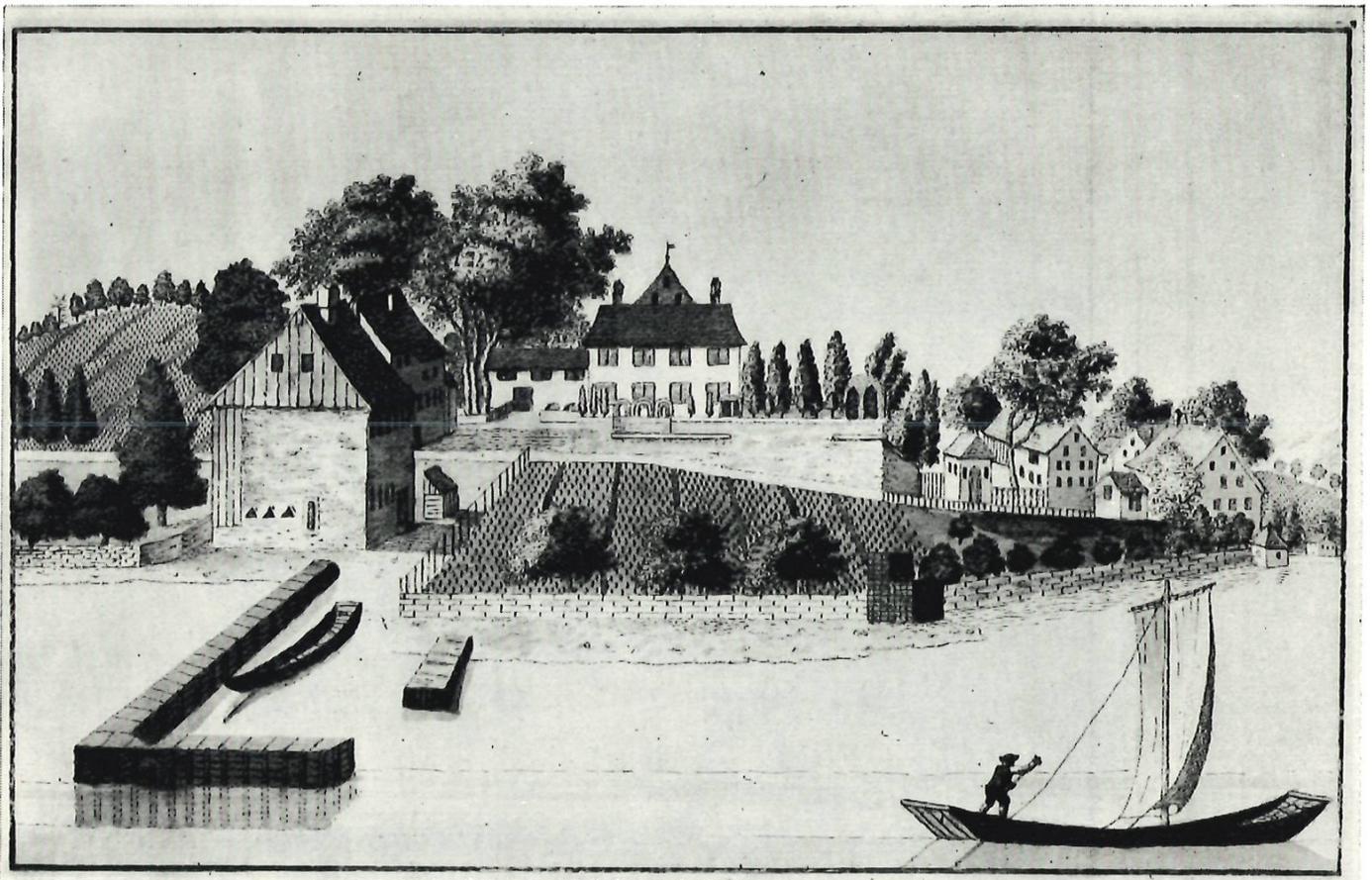
Rechts oben :

Junker Diethelm Escher (1696—1755) der Erbauer des Saalbaus
(Porträt im Besitze von R. Huber, Bern)

Rechts unten :

Junker Bürgermeister David Wyss d. Ae. 1737—1815
Frau Küngolt Wyss geb. Escher vom Luchs 1739—1810
(Miniaturen um 1805 im Besitz der Familie v. Wyss)





Ramenschül

«au bord du Lac de Zurich du Coté de L'orient dessiné d'après la Nature,
Contenant les Environs et la Campagne de Mr. de Weys»

Gezeichnet von H. Bruppacher 1790, gestochen von J. Hofmeister
Gezeichnet von H. Bruppacher 1790, gestochen von J. Hofmeister

Links vorn Haab und Haus zum «Christoffel» vor dem Umbau von 1819; dahinter ein Haus, das evtl. identisch ist mit den Häusern an der Nadelgasse (verzeichnet) oder an deren Stelle stand; dann Lehenhaus und Haupthaus des Landguts, über dem Dachfirst sichtbar der Saalbau von 1753; hinter Bäumen verborgen das Badhaus mit dem Gartensaal; am Ende der Mauer das Spritzenhäuschen; dann das heutige Naefenhaus (das Zellerhaus fehlt noch, stammt ca. von 1800/1810); dann der Giebel der alten Post und davor das «Fierzenhaus» mit dem Waschlhäuslein am See.

Noch ehe eine Kinderschar das Haus durchjauchzte, schrieb die junge Herrin am 3. März 1762 ihr Testament nieder: «Die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens, von welcher alletage lebhaft beyspielle sich erzeugen, ist eine kräftige Ermahnung, für alle Stände und alter, sich der unausweichlichen Sterblichkeit zu erinnern und in der ungewüssheit der Stunde unseres todes, die nötigen Anordnungen vor der ankunft desselben zu bestimmen; desnahen ich auch anmit, zu meiner beruhigung, unangesucht und unangefochten, auss meinem freyen willen und gutem vorbedacht, bey gottlob gesunden leibs und Seellenkräften eint und andere verordnungen, in diesseren meinem Testament setzen wollen».

Dem Junker Ehgemahl vermachte sie: «zu einer etwelchen erkantlichkeit, für seine mir erwiesene Liebe und treu, den fünften theil aller meiner an ligenden gütteren, heüsseren, gelt, Capitalien, meubeln und weinen . . . völlig zu eigen, darmit zu schalten und walten nach seinem belieben», alles übrige Vermögen zu lebenslänglicher Nutzung. Sollte aber der «Junker Ehgemahl sich wiederum verheurathen, so solle selbigem das landgut zu Meilen mit meublen und weinen, dass hauss an der thorgass samt zehntausend gulden an Capitalien lebenslänglich zu gebrauchen überlassen seyn.»

Die Junkerin blieb gesunden Leibes; drei Söhne und zwei Töchter wurden den jungen Edelleuten geschenkt, denen wir in der späteren Geschichte des Hauses noch begegnen werden.

Junker Wyss war von 1771–1778 Landvogt zu Kyburg.^{31b} Nach der Rückkehr in die Stadt suchte er in seiner freien Zeit oft das Landgut am See auf. Von hier aus schrieb er dem inzwischen 16jährigen David dem Jüngern: «Freie Zeit und die unschuldigen Vergnügungen des Landlebens sind die beste und vornehmste Erquickung nach arbeitsvollen Tagen für Geist und Leib. Der herrliche Reichtum der Natur erweckt die lebhaftesten Empfindungen einer wahren Verehrung des Schöpfers derselben und giesst damit der Seele die süsseste innere Stille und Zufriedenheit ein, die uns am fähigsten macht, wahre Freuden dieses Lebens in Unschuld zu geniessen . . .»³²

1781/82 war Wyss Vater an den Mediationsverhandlungen in Genf, wo Bern und Zürich zugunsten der dortigen Bürgerschaft gegen den feudalistischen, von Frankreich genährten Standpunkt des Magistrats Stellung nahmen.³³

Nach dem Sechseläuten von 1782 schreibt er seinem Sohn David nach Halle: «Gestern hat Dein Bruder Salomon auf der Schuhmacherzunft als Vikar Deiner Stubenmeisterstelle sehr gut fungiert. Die Herren Schuhmacher haben vom guten Meiler Wein auf Deine Gesundheit

getrunken. Die erste Stufe der Ehren der Republik hast Du also bereits hinter Dir». Dieser Salomon, jüngster Bruder Davids, ist kein Geringerer als der spätere Mitbegründer der grossen Firma Escher-Wyss in Zürich.³⁴ Und der kredenzte Zunftwein dürfte vom Landgut im Meilerfeld gekommen sein, nach der alten Tradition «under den guten Weinen nicht der mindste, den unterschiedenliche gute Fründe mit mir zum öfteren versucht haben».

Wenige Wochen später rüstete sich David Wyss mit seinem Freund Kilchsperger³⁵ dann zu einer Studienreise durch das nördliche Deutschland, und besuchte in Holland den mittleren Bruder Diethelm, damals Leutnant im Schweizer Regiment Escher-Luchs, einem Vetter der Mutter Küngolt gehörig. Diethelm war später der letzte Wyss im Meiler Feld. Die Briefe sagen über dieses militärische Placement: «... NN, lieutenant dans la compagnie du général Escher a péri par un accident et Mr. le général m'offre le drapeau vacant pour le Diethelm – voilà le second drapeau qu'on m'offre et j'accepterai celui-ci.»^{30b}

1784 finden wir den jungen David zusammen mit dem Dichter Martin Usteri in Paris. Die jungen Zürcher Studenten reisen mit Empfehlungen der grossen, in der ganzen damaligen Welt verehrten Mitbürger: Salomon Gessner, Idyllendichter und Vater der Zürcher Porzellan-Fabrik im Schooren, und St. Peter-Pfarrer Johann Caspar Lavater. Der «feine Zürcher in Paris», Henri Meister, führt sie ein bei Diderot, Florian und Mme. de Genlis und vermittelt ihnen damit Eingang in die letzten Salons der Vorrevolution.

Während die Söhne draussen in der Welt sich ausbilden, widmet sich der Vater der Zürcherischen und Eidgenössischen Politik. Trotzdem findet er Zeit, sich um den Weinbau zu kümmern: (17. August 1781:) «Nous eûmes un orage terrible, la grêle fit un dommage très considerable depuis Rüschnikon jusqu'au conuin de Horgen et depuis Küsnacht le village jusque près du Rossbach. Elle a presque tout abimé en der vorderen und der hindern Schipf. Cette semaine nous aõns eu tous les soirs des orages. Les raisins mûrissent à vue d'oeil, mais la vendange ne sera pas si abonndante qu'on l'a cru il y a quatre semaines. Flak et Brenner ont bien enlevé le tiers. Je conte de passer encore la plus grande partie de la semaine prochaine à Meilen.» (21. September:) «Dans une huitième de jours les vendanges commenceront chez nous.» (Ein paar Tage später:) «Depuis que je suis à la campagne il fait un temps terrible de pluie et de froid, nous voyons de la neige... dans le voisinage. Nous aurions commencé la vendange vendredi, si il faisait... des beaux jours. Vraisemblablement nous

commercerons lundi.» (später:) «On ne parle que du mauvais temps, du Baromètre et des raisins.» (nach weiteren drei grauen Tagen:) «Le beau temps est revenu, et nous avons commencé nos vendanges. Je espère à présent de pouvoir les finir tranquillement à ma campagne. Pendant les vendanges il pourrait bien arriver qu'un jour de poste vous fussiez sans nouvelle de moi: dans ce temps les bateaux ne vont pas régulièrement. Il faut vous écrire le matin, comme ordinairement le soir, et attendre alors l'occasion de l'envoyer à Zurich». (9. Oktober:) «Je m'arrête encore tranquillement à ma campagne. Nous finirons nos vendanges après demain; elle est très abondante, en général un cinquième de plus qu'ont avait estimé». (16. Oktober:) «Nos vendanges sont allées jusqu'à 200 Eimer (20 000 l) dans la cave . . . on m'appelle à souper. . .»

Klingt solches Berichten nicht wie die vertrauten Gespräche der Gegenwart mit unserem Weinpfleger Huber in Mariafeld? Im Sommer sind's Fleck, Brenner, Mehltau, Hagel und was man alles kennt, was des Weinbauern Stirne in bedenkliche Sorgenfalten legt. . . und im Herbst ist doch alles gut und weit mehr als man erwartet hat. Wie vorsichtig sind diese wetterfesten Landleute in ihren Prognosen!

«J'ai enfin pu fermer mes livres de trésorerie (10. Oktober 1783), le lendemain je suis parti pour Meilen où la chère Maman se trouvait depuis huit jours; aujourd'hui nous avons commencé nos vendanges qui sont abondantes. . . Nous avons à Meilen un jeune ministre Ulrich qui a passé quelques temps à Paris pour apprendre la méthode de l'abbé de l'Épée et fait ici sur un jeune Meyer né muet l'épreuve de son savoir.» Der junge Pfarrer Salomon Ulrich wurde später Wyssens Schwiegersohn und siedelte sich im Ruhestand mit Frau und Tochter Küngolt auch im Meilerfeld an; er kaufte 1835 das Hirzel'sche Landgut zum «Feldegg», dessen Herrenhaus nach ihm lange Zeit «Chorherrengüetli» genannt wurde.

Im April 1785 heiratete David jünger Magdalena Werdmüller und begann seine Laufbahn als Ratssubstitut und Sekretär an den Tagsatzungen. Dank seinem Fernsein von zu Hause haben wir für spätere Jahre manche Briefe des Vaters, von denen wir aber nur die in Meilen geschriebenen für unsere Skizze berücksichtigen.

1788 sind die Trauben dank grosser Wärme ungewohnt schön und zahlreich, «sodass es den stärksten Herbst von langen Jahren her geben kann.» Hinter diesem herrlichen heissen Sommer dräuen aber schon die Wetterwolken, die ein Jahr später den europäischen Himmel verfinstern werden. Vater und Sohn Wyss sind in der Vaterstadt oder nur vorübergehend in auswärtiger Mission auf Tagsatzungen, Konfe-

renzen und Gesandtschaften, der Vater Wyss in steigendem Ansehn, dem amtierenden Bürgermeister Kilchsperger aus der «hinteren Schipf» nahestehend, der Sohn in enger Mitarbeit dem Vater verbunden.

Aus der Briefstelle vom 4. Oktober 1793: «So ruhige Tage wie diese Wochen habe ich seit zwei Jahren nie genossen. Sie bekommen mir sehr gut . . .» erkennen wir, dass die staatsmännische Inanspruchnahme wächst. Seine grossen Verdienste, seine Gewandtheit und Beredsamkeit waren in der Zeit, da klare Köpfe Not taten, in immer höherem Ansehn. «Seine kräftigen, feurigen Worte galten gleichsam als Orakelsprüche. Er wurde fast angebetet.»³⁶

Wie sein Grossvater einst hinter der grossen Hecke des «Traubensbergs» in Zollikon gerne die Bauerngespräche der Landstrasse sich anhörte, weil kein Obervogt ihm so wahrheitsgetreu berichten könne, so benützte Wyss seine Aufenthalte in Meilen, um mit den Bauern Fühlung zu halten. Die Karossen- und Schiffsfahrten von Meilen nach Zürich boten ihm Anlass zu Gesprächen mit dem Volk. Klar erkannte er die keimende Unzufriedenheit, das Vordringen nicht immer fähigster Männer und die Gefahr der Missleitung erhitzter Gemüter.

Am 12. Mai 1795 waren in der Stäfner Hofgemeinde neun Abgeordnete bestimmt worden, sich in Küsnacht Abschriften der alten Rechte zu holen. Am 15. Mai aus Meilen: «in d. heil. Wochen (Himmelfahrt) beschäftigt sich der Satan am meisten auf diesem Erdboden. Bei uns kann er keine schönere Gelegenheit als bei unseren Landpatrioten finden. Mittwochmorgen, ca 9 Uhr sehe aus meiner oberen Stube neun wohlgerüstete hastige Männer hier vorbeiziehen, die gegen mich am Fenster etliche mal zurückblickten, ich vermutete und sagte wirklich den Meinigen, das scheinen mir bekannte Patrioten, die wieder mit etwas in Jast gebracht worden. Eine Stunde darnach erzählte mir der Bartputzer, was in der am Sonntag gehaltenen Gmeind Stäfen vorgegangen. Von Horgen habe ich Bericht erhalten mit Beifügen, dass heute das ganze Gericht zu den Obervögten begehrt und dass Untervogt nun auch zu der Mehrheit getreten. — Wann sie nichts weiter begehren, als was am Kappeler Brief redlich verstanden enthalten ist, so kann ich das begreifen. Ich habe die Trinkkur angefangen, was mich in die so nötige Ruhe versetzt, zu erwarten, was die Väter des Vaterlandes hierüber verfügen».

Am 20. Juni ward David Wyss selber «Vater des Vaterlandes», indem er zum Bürgermeister an der Seite seines Freundes Kilchsperger gewählt wurde.

Nach Meilen war der Ruf nach «Freiheit-Gleichheit-Brüderlichkeit» schon aus der Grenzbesetzung von 1792 bei Basel und Genf heimge-

bracht worden. Im Schoss der Lesegesellschaft am See, der Adjutant Wunderli zur Gerwe, der Löwenwirt Daniel Dolder und der Landrichter Caspar Dolder angehörten, arbeitete man mit am Stäfner «Memorial» des Hafners Neeracher. Der Waldmannische Spruchbrief und der Kappeler Brief waren, wie schon erwähnt, vom Landvolk aufgegriffen worden; in Meilen durften sie nicht verlesen werden; in Stäfa waren sie am 16. Mai gegen obrigkeitliches Verbot verlesen worden.

Bereits unter Wyssens Regierung erfolgte dann die Citation verdächtiger Stäfner nach der Stadt, doch ohne dass sie ihr Folge leisteten. Nun sollten Pikette ausgehoben werden, Stäfa zu besetzen und die Schuldigen zu arretieren – besonders am See und in Meilen war jedoch die Aushebung nicht möglich. Junker Obervogt Meiss musste der aufgeregten Menge weichen. Am 5. Juli 1795 rückte General Junker Steiner mit loyalen Truppen in Stäfa ein und verhaftete die oppositionellen Landleute. In den nachfolgenden Wochen sass man in der Stadt über den Stäfner Seckelmeister Bodmer und seine Gesinnungsgenossen zu Gericht. Die Mehrheit der Räte und auch Wyss waren für Todesstrafe, doch der St. Peter-Pfarrer Johann Caspar Lavater beschwor die Stadtväter, milde gegen die Stäfner Häftlinge zu verfahren. Bürgermeister Kilchsperger, mit Lavater eng befreundet, verstand es schliesslich, Wyss und den Rat umzustimmen und Milde walten zu lassen. Vorübergehend kehrte die Ruhe zurück.

Aber die Stadtväter zeigten in der Folge eine schwer verständliche Unentschlossenheit, die mit Kilchspergers und Wyssens Verantwortungsgefühl und Klugheit in Widerspruch steht. Ungenützt verstrichen 1796 und 1797 – lächerlich gering war das Nachgeben und Einlenken, beinahe untätig liess man die gewittergeladene Zeit vorübergehen. Die Stadtobrigkeit nahm nicht offen Stellung zu den vom Landvolk auf Grund der alten Briefe geforderten Rechten.

Am 26. September 1797 schreibt Wyss aus Meilen über die französischen Regenten (Directorium und Generäle): «Dass fünf und nicht einer die ungeheure Gewalt der Zerstörung in Händen haben, lässt mir noch einen Strahl der Hoffnung, den es immer besser ist beizubehalten, wenn man doch nichts ändern kann. – Würde die Menschheit so fruchtbar an Moralität sein, als unsere Weinstöcke an Trauben, so wäre diese unglückliche Erde ein Paradies. Ich wende meine Augen so viel ich kann ab von der Geschichte unserer Tage und überlasse mich dem Herrlichen der dermal so prachtvollen Natur, die sich mir noch viel schöner darstellt als ich erwartete. Komme, mein Lieber (Sohn David) auch bald und geniesse sie. Die Begierde, ihren friedlichen freudigen Genuss zu erhalten, kann allein Geduld und Muth

wieder erwecken, an der schweren und unangenehmen Besorgung unserer öffentlichen Geschäfte Antheil zu nehmen wie es Dankbarkeit und Pflicht erforderte.»

Schwer ist es im Rückblick solche Ruhe des massgebenden Stadtmagistraten vor dem Sturm zu verstehen – vielleicht am ehesten, wenn wir bei Wyss das Gefühl vermuten, Unabwendbares müsse mit Fassung und Würde bestanden werden.

Unterdessen verlangten immer wieder die Einsichtigen und Fortschrittlichen, die Stäfner Verurteilten sollten frei gelassen, die Verbannten heimgesprochen werden – nichts geschah. Erst Ende 1797 sollte durch eine Volksbefragung erkundet werden, wie man auf dem Lande denke, und so sandte die Obrigkeit in Zürich deputierte Ratsherren hinaus, mit dem Volke zu sprechen. In Meilen war die entsprechende Versammlung am 8. Januar 1798 in der Kirche, zu der an die zweieinhalbtausend Leute vom See zusammen gekommen waren. Nach Anhörung des Ratsberichts forderten sie unter steigendem Lärm, dass man sie künftig nicht als Knechte wie bisher, sondern als Söhne handle, die gefangenen Stäfner frei lasse, die Bannisierten heimrufe und alle im Stäfner Handel erfolgten Bussen und Konfiskationen zurückerstatte. Der auf den Taufstein gehobene Adjutant Wunderli beruhigte zwar die Tumulanten mit seiner «natürlichen Beredsamkeit.» Die abgeordneten Ratsherren konnten noch unbehelligt davon ziehen. Heimgekehrt aus allen Richtungen, berichteten die Ratsherren sehr unterschiedlich. Vom See her klang es deutlich. Zudem drängte Frankreich auch auf Freilassung der Häftlinge. Junker Bürgermeister David Wyss selber befand sich an der Tagsatzung in Aarau. In seiner Unsicherheit berief ihn der Rat am 29. Januar nach Hause. Gross war die Ueberraschung der Ratsversammlung, als Wyss, durch die Stimmung auf der Tagsatzung und das dort Gehörte zur letzten nüchteren Erkenntnis gelangt, erklärte: «Ich will Euch meine gnädigen Herren, lieber geradezu den Vorhang wegziehen und herausreden: Nicht nur gänzliche Amnestie müssen wir gewähren, sondern gleichzeitig Freiheit des Handels, der Handwerke und Studienfreiheit. Ohne das ist unser Landvolk nicht befriedigt und wir finden nirgends Beifall.» – Am folgenden Tag gab die Obrigkeit nach.

Nun sollten in diesem verworrenen Moment Truppen mobilisiert werden gegen die im Bernbiet eindringenden Franzosen. Aber jetzt rächte sich die Unentschlossenheit und mangelnde Einsicht der Stadt. Der Aufstand des Landvolks war nicht mehr aufzuhalten; die Truppen verweigerten den Gehorsam; in Meilen wurde vor dem «Löwen» ein Freiheitsbaum errichtet.

Aus den stadtgetreuen Vogteien konnten wenigstens noch zwei Bataillone rekrutiert und nach Bern entsandt werden; das zweite Bataillon stand unter dem Kommando von David Wyss zweitem Sohn, Jkr. Oberstleutnant Diethelm, dem späteren letzten Wyss im Meilerfeld. Die Zürcher Truppen lagen während der Entscheidung am Grauholz in der Gegend von Aarburg in Reserve, ohne zum Kampf zu kommen.

In Zürich hatten unterdessen die beiden letzten Bürgermeister des ancien régime, Kilchsperger und Wyss, abgedankt. Junker alt Bürgermeister Wyss war, im Gegensatz zu Kilchsperger, durch sein wenig einlenkendes Verhalten in den letzten Monaten stark exponiert. So blieb ihm keine andere Wahl, als beim Einzug der Landmiliz die Stadt zu verlassen und mit seinem Sohn David nach Lindau ins Exil zu gehen. Dass Wyss fürs erste gut tat, sich fern zu halten, beweist eine Briefstelle seines Sohnes aus Lindau, wo er am 16. März seiner Frau schreibt: «Selbst auf unserer Reise mussten wir ein paar mal hören, wie die Bauern im Zürcher Gebiete den Bürgermeister Wyss köpfen wollen.» – Anfang Juli wurde ihm die Rückkehr bewilligt; er lebte hinfort gänzlich zurückgezogen, meist auf seinem Landgut, wo er sich vornehmlich seinem lieben Studium der Alten und der Geschichte widmete. Aber den heimgekehrten Magistraten schmerzte der Anblick der französischen Revolutionstruppen in der Heimat, und er verschwieg nicht immer, was er dachte. Von einem bei ihm einquartierten französischen Hauptmann wegen seiner schlechten Meinung über die Franzosen verklagt, musste er sich vor Gericht verantworten, und diesem Zwischenfall folgte eine mehrmonatige Deportation von Vater und Sohn Wyss nach Basel. Nach der Rückkehr in die inzwischen von den Oesterreichern besetzte Stadt musste der alte Magistrat beim neuerlichen Herannahen der Franzosen sich wieder zur Flucht entschliessen. Diese führte für eine erste Nacht im September 1799 nach Meilen und von da neuerdings nach Lindau. Einen Teil der mühseligen Reise teilte er mit dem ehrwürdigen Schultheissen von Bern, Niklaus Friedrich v. Steiger, der wenige Monate später in Augsburg starb. Wyss kehrte im Februar 1800 heim.

Das Landgut in Meilen überdauerte diese Stürme. Das Vollziehungs-Direktorium hatte den Besitz der Wyssen sequestriert, freilich gleichzeitig eröffnend, dass es keineswegs gesinnt war, irgendeine Konfiskation oder Massregel vorzubereiten. Die Eröffnung schliesst mit «Republikanischem Gruss.» Die Söhne Diethelm und Salomon deklarierten im Namen ihrer Mutter, dass diese die wahrhafte Eigentümerin sei und verbürgten sich am 9. Oktober 1799 für die in Meilen liegenden 90 Eimer Weins von mittlerer Qualität. Durch Vorlage von Bilanz,

Theil-Rödeln, Rechnungen und Zinsbuch-Extracts erreichten sie schon nach wenigen Tagen, dass der «Bürgerin Wyss gebohrene Escher» mitgeteilt wurde, dass die Aufhebung des Sequesters eingeleitet sei.

Da noch im Vorjahr das Wyssische Inventar «an Weinen in den Kellern zu Meilen ca. 500 Eimer, meist von den letzten Jahrgängen, in Durchschnitt 12 Gulden per Eimer (etwa 5 Rp. der Liter!)» auführt, scheinen die Patrioten bereits an den Fässern gewesen zu sein, ehe der Rest von den Junkern dem Direktorium verbürgt wird! Ein stattlicher Weinkeller war übrigens nötig, um 500 Eimer zu lagern — es war die Ernte von zwei bis drei Jahren.

Vater Wyss am 3. August 1800: «Gestern langte eine inkomplete, gegen 50 Mann bestehende Franz. Compagnie hier an. Zwölf davon sind im Schwabach einquartiert und nach acht Tagen werden wir hier im Feld diesere zu bewirthen die Ehre haben, die werden vermutlich aus Teutschland zum Ausruhen uns geschickt sein, die mageren Zeiten werden noch ein wenig Sparsamkeit gegen diese Ehrengäste veranlassen... Anhaltende Tröchne verhindert das Wachstum, niemals ist so wenig Futter für das Vieh gewachsen. Emd ist so viel als nichts, das Wenige muss grün gefuttert werden. Das Heu aus dem Oberland wäre um leidlichen Preis zu erhalten gewesen, aber die Wucherer am See bemächtigen sich des Vorraths und haben den Preis schon beträchtlich erhöht. Einem von Thalwil habe ich 200 Ctr. à 1 Guld. 20 Batz stalliegend gekauft und noch 200 Ctr. bestellt. Heute ist Kirchweih in Meilen, welches hohes Fest Statth. Pfenninger und übrige vornehme Patrioten von Stäfen, Meilen, Wädeschwil und Horgen auf der Bocken feyern.»

Am 31. August 1800: «Man muss die Augen von den Menschen und besonders von unserem Vaterland abwenden und in eine bessere Zukunft heften, wenn man sich nicht von dergleichen Jammer und Kummer zernagen lassen und für manches Gute, das man noch selbst in diesen jammervollen Zeiten gemacht hat, unempfindlich werden will».

Aber er ist zu sehr dem Geschehen verbunden, als dass er Augen und Ohren verschliessen könnte; auch verbindet ihn die politische Karriere des Sohnes immer wieder mit den Augenblicksereignissen, wovon seine zahlreichen Briefe an den Sohn zeugen.

Die neue Verfassung von 1798 hatte für das ganze helvetische Gebiet den Zehntenloskauf in Aussicht genommen, und die Seegemeinden begehrten seitdem die strikte Aufhebung dieser alten Feudallast. Aber inzwischen war die provisorische Regierung in Zürich bereits wieder gestürzt worden; Monate des Seilziehens, des Tagens und Petitionierens waren verstrichen, bis schliesslich der «aristokratische



Salut fort bonait, vous en fait
un grand bien.
Heinrich Simon

Heinrich Simon 1805—1860
Besitzer von Mariafeld 1850/51
(Archiv Mariafeld)



Dr. François Wille 1811—1896
(Lithographie von Otto Speckter 1839)



Eliza Wille geb. Sloman 1809—1893
(Oelbild 1840 von Emile Boratinsky, Familienbesitz Mariafeld)



Arnold und Ulrich Wille
mit ihrer Tante Harriet Bissing
1851

Heisspörn», wie man ihn auf dem Lande nannte, Junker Hans Reinhard zum Kantonsstatthalter gewählt wurde; seine Mutter war Wyses Schwägerin. Nun blies den freiheitlichen Patrioten ein feindlicher Wind aus der Stadt. Reinhard sprach in harten, leidenschaftlichen Worten gegen den einst von Lavater gelobten Kantonsrichter Wunderli aus der Gerwe Meilen, nannte ihn listig und intriguenfähig, aber roh und unkultiviert – und drängte ihn aus dem Kantonsgericht weg. Reinhard verlangte energisch die Einbringung der alten Zehnten, da die Regierung auf diese ergiebige Einnahme nicht verzichten konnte.

Am 26. Juli 1801: «Das Zehntendekret steht hier in üblen Leumbden. Zu Herrliberg und wie man sagt auch in anderen Gemeinden dieses Bezirks wurde es verwiesen, nur in Meilen nicht. Gestern oder vorgestern haben Abgeordnete den Präsidenten Dolder in Schrecken gesetzt mit der Aeusserung, dass sie den Zehnten nicht geben wollten, die Municipalität dagegen Vorstellungen machen solle mit der Aeusserung, entweder müsse der Zehnte aufgehoben oder die Sacramenten, so ihnen das versprochen, müssen das büssen. – Man sieht so ziemlich viel silberne Steckenknöpfl hin- und hergehen. So bezeichnet man die Hohen und Grossen auf hiesigem Boden, die Sache selbst ist zu gerecht, als das sie nicht starken Widerstand finden sollte, bei der wenigen Festigkeit der Regierung.»

(6. Oktober 1801:) «Der Distrikt am See hat Ehrengesandte nach Bern geschickt zur Hintertreibung der Zehntenschätzung. . . Boller im Wurmspach und ein Glaser Wunderli sind unsere Ambassadeurs, freilich ohne Vorwissen der Gemeinde, aber auf ihre Kosten.» – Am 20. Mai 1802 wurde eine den Loskauf der Grundlasten verbürgende Verfassung dem Volk zur Abstimmung unterbreitet und angenommen; es war die erste eidgenössische Volksabstimmung.

1803 trat die helvetische Regierung zurück und Napoleons Meditationsakte brachten vorerst Ruhe ins Land. So wandte sich der Altherr im Meilerfeld seinen Büchern und seinen Reben zu. Er konnte es mit Genugtuung tun; sein Sohn David war, nachdem er helvetischer Senator und nachher Mitglied der provisorischen Regierung gewesen war, nun wieder ein Ratsherr von der Schuhmachern, Jkr. Hans Reinhard, sein Neffe, war Bürgermeister der Stadt, und manches schien der alten Ordnung entgegenzustreben, ohne freilich gerechten Fortschritt aufzugeben, dem auch Jkr. Wyss durchaus zugewandt war. Es ging ihm darum, dass eine Regierung integer und ehrenhaft sei, nicht darum, überholte Vorteile zu bewahren.

Sein Landgut nannte er in dieser Zeit oft sein «Tusculum», in Anlehnung an Ciceros Ruhesitz ausserhalb Roms; der Name wurde

schliesslich so bekannt, dass er in späteren gedruckten Quellen erscheint.³⁷

(4. August 1804:) «Es sind keine dauernden Sommertage da, die Reben werden gelber, Zürichgewächs ausgenommen, gibt es noch ordentlich Trauben». Schon damals waren die Wyssischen Weinberge vornehmlich mit Zürichtrauben, teils mit Clevner angepflanzt. Der Rat von Zürich hatte das Austun der herkömmlichen Knollreben angeordnet.

Eine letzte Briefstelle gibt einen Rückblick aus den lieben Weinbergen auf Politik und Vaterland (25. Juli 1805): «Die Trauben sind in Rücksicht der Hoffnung der Reife, wie unsere geplünderte Eidgenossenschaft in Rücksicht der Hoffnung auf ihre Independenz und Neutralität in vielem gleich. Oefter kommt Sturm und Regen, dann wieder ein schöner Tag, der zu mehreren Hoffnung gibt und dann wieder durch kalte Winde und Regengüsse dieselbe zerstört.»

Der Altherr ist inzwischen kränklich geworden. Er spricht oft von mühsamem Gehen nach Dorfmeilen, freut sich aber an den Enkeln, die ihn und die Escherin vom Ramenschül umgeben. 1808 setzen die Alten ein gemeinsames Testament auf und bestimmen das Meiler Landgut dem ledigen Sohn Jkr. Oberst Diethelm, es dabei auf 18 000 Gulden taxierend, d. h. zu einem gewaltigen Wert, verglichen mit der «ohne Werth»-Taxierung zur Escherzeit. «Unter obbestimmtem preiss des Landguts soll begriffen seyn und dazu gehören, die Kirchenörter zu Meilen und Herrliberg, das Kuchigeschirr, die Sessel, Spiegel und dort befindtlichen gemälde, die bettstetten und laubsäke, samt den Tassen, Teller und trotengeschirr, das übrige aber samt dem Wein in die gemeinsamen Sachen gehören.»

Wie sehr habe ich bei diesem Testament an meine liebe verstorbene Mutter denken müssen, die beim sonntäglichen Kirchgang oft die Schritte nach Herrliberg lenkte, weil die dortige Kirche näher war. Immer hatte sie dabei ein schlechtes Gewissen, weil sie sagte, Mariafeld sei von altersher nach Meilen kirchgenössig. — Und jetzt wissen wir, dass die Escher und Wyssen sich ihr Landleben auch in dieser Hinsicht einzurichten wussten: zwei Kirchenörter, sodass kein geistlicher Herr und keine Gemeinde den Kirchgang zu kontrollieren vermochte!

Von den Gemälden, die erwähnt werden, möchte ich eines hervorheben: Conrad Gessner, der beliebte Zürcher Pferdemaal, hatte für den obern Festsaal ein wandfüllendes Bild gemalt, das sechs Pferde, im Gewitter von einem Bären überfallen darstellt. Vor diesem Gemälde haben die kleinen Wyssli, Ulrichen, Moussons und alle ihre Nachfolgekinder bis zur Gegenwart staunend oft das Essen vergessen.

Möge es, um die Schilderung der Zeit wahrheitsgetreu zu machen, noch erlaubt sein, darauf hinzuweisen, dass der Herr Altbürgermeister und die Seinen nicht etwa auf Rosshaar und Federn gebettet lagen, sondern auf bäuerlichen Laubsäcken.

Wenn wir uns fragen, warum der ledig-kinderlose Junkersohn das Landgut bekommen sollte, dann gibt das Testament auch hierüber Antwort: «Dieserem unserem zweitältesten L. Sohn, den keine häuslichen pflichten von dem öfteren genuss des landlebens und nötiger Besorgung des guten Zustands des guetes abhalten, sollte das Landgut zu Meilen gehören.» Auch als die Junkerin 1810 gestorben war, ging der alte Magistrat weiterhin nach Meilen hinaus. Mit Freude und Genugtuung durfte er noch das Ende der französischen Bevormundung erleben, und seinen Sohn 1814 als Zürcher Bürgermeister, seinen Nefen Reinhard als Landamman der Schweiz im Amte sehen. Die eigentliche Restauration, den Versuch, ein durch Fortschritt und Freiheits-sinn gedrehtes Rad zurückzudrehen, hat er nicht mehr erlebt; er hätte trotz seiner Herkunft und seiner traditionellen Staatsidee dieser Wiederherstellungszeit skeptisch gegenüber gestanden. Am 26. Januar 1815 entschlief der Cicero des Meiler Tusculums in seinem Stadthaus an der Thorgasse. Jkr. Reinhard schrieb über ihn: «Er war nur kurze Zeit misskannt und wegen seines Gleichmuts und wahren Anteiles an dem Wohl des Vaterlandes unter allen Formen und Personen, allgemein bewundert und verehrt». Er sollte nicht der einzige der Männer des Landguts im Meilerfeld sein, die durch Zeiten des Misskanntseins gingen.

Ein wichtiges Denkmal erinnert noch heute an den letzten Bürgermeister des «ancien régime» und ist weithin den See hinauf und hinter sichtbar als wirkliches Wahrzeichen des Wyssischen Tusculums: die Mariafelder Platane. Dieser herrliche Baum ist ums Jahr 1800, zu des alten Bürgermeisters Zeiten gepflanzt worden, durch einen jungen Wetzwiler Bauernsohn der Familie Zollinger, Grossvater jenes ehrwürdigen Weinbauern Jakob Zollinger, der 1882 auf den Mariafelder Hof kam und vielen von uns mit seinem mächtigen Bart noch in lebendiger Erinnerung ist. Die Platane, so sagte mein Vater oft im Spass, verdanke ihre Grösse und Gesundheit dem Umstand, dass der Auslauf aus dem naheliegenden Felsenkeller durch ihre Wurzeln führt und sie also, mit manchem Tropfen Seewein getränkt, emporgewachsen ist. Sie ist die grösste ihrer Art weitherum im Lande, wohl einer der höchstgewachsenen Bäume der Ostschweiz überhaupt.

Aus dem Nachlassinventar des Junker Bürgermeister hat sich ein alter Wein-Rodel der Teilung erhalten, wo wir mit Staunen feststel-

Die Reben im untern und oberen Horn, von denen die Rede ist, begegnen uns in diesen Briefen zum ersten Mal. Es war nicht möglich festzustellen, ob damit Kammern im heutigen Horn gemeint sind oder ob dieser Flurname anderwärts auch gebräuchlich war.

«Frau Wyss née Mülinen Meilen, 18. October 1833.

...Das Wetter ist leider so schlecht, dass Mittwoch und heute von Trauben lesen keine Rede sein konnte. Gestern machte man im untern Horn 7 Wagen voll (63 Tausen) ... die Anzahl der Trauben ist erschrecklich gross. Freilich an Güte geht ihnen dafür vieles ab, denn nebst einigen guten findet man doch immer viel saure. ... das Projekt für die Komödie am Krähhahnen haben wir wegen Mangel an Personen fallen gelassen, hingegen werden wir wahrscheinlich Charaden spielen...»

Wie oft haben wir als Buben 100 Jahre später beim Wümmen mitgeholfen! Ich durfte dazu sogar hie und da eine uralte kupferne Tause aus der Eingangshalle in die Reben tragen, wobei der Stolz auf dieses Unikum mich dafür entschädigen musste, dass es (da rund – statt oval geformt) sehr schlecht am Rücken zu tragen war.

Und die Krähhahnen-Abende bei Hubers drüben im Lehenhaus! Was gehörten nicht alles für Scherze dazu, wie Tellerruessen, Giriginggel und andere mehr. Wir durften an diesem Abend viel Sauser trinken.

«Frau Altbürgermeister v. Wyss Meilen, 6. October 1834.

...Mit dem Krähhahnen sieht es sehr windig aus; denn das Wümmen (dieser echte Zürcherausdruck sei mir erlaubt) geht ausserordentlich langsam. Heute vermochte man nicht einmal das untere Horn fertig zu machen, denn es hat erschrecklich viel, zwar da mitunter auch saure und fade Trauben. ... Ihr werdent den Most vom Grosshuderst versucht haben, nicht wahr der ist herrlich. Man konnte es aber auch erwarten, wenn man die Trauben betrachtete, die eher rothen Moslern als Zürichtrauben ähnlich sahen. . . Es wird im Grosshuderst wahrscheinlich 26 Eimer geben.»

Nicht nur die Neffen und Nichten, auch die Geschwister des Junkers blieben dem alten Landgut im Feld anhänglich verbunden: Im Jahr 1835 kaufte der Schwager, Chorherr Ulrich, Vater der hausführenden Töchter, das benachbarte Landgut zum «Feldegg». Durch die Auflösung des Chorherrenstifts am Grossmünster im gleichen Jahr, war er aus seiner bisherigen Tätigkeit ausgeschieden. Und im selben Sommer 1835 malte R. Bühmann das reizvolle Erinnerungsbild, das wir dieser Skizze voranstellen (Titelbild).³⁸

1827 war Salomon Wyss, der Escher-Wyss-Mitgründer, gestorben; im August 1839 folgte ihm der jüngere Bürgermeister im Tode. Wenige Monate vorher hatte der Jkr. Oberst das Gut in Meilen verkauft. Wir wissen aus Briefen, dass er schon zwei Jahre kränklich war und das Gut verkaufen wollte. Warum hatte keiner der Neffen die Nachfolge antreten wollen? Wir ahnen es nicht. Die alte Feudalzeit der Junker und Ratsherren ging mit dem Verkauf zu Ende.

1837 war der jüngere Bürgermeister zu einem letzten «längeren Aufenthalt in Meilen, wo der Bruder in dem alten Familiengut den Geschwistern und den zahlreichen Neffen und Nichten sein gastfreundliches Haus als Familiensammelpunkt stets offen hielt».³⁹

Die Ryffel, Rappard und Simon 1839–1851

Es scheint fast eine Ironie, dass der Käufer des Landguts ein Stäfner war, ein Sohn jener Landpatrioten, die 40 Jahre früher «in Jast gebracht» am Haus vorbeigeekelt waren, den Kappelerbrief aus Küsnacht zu holen. Mit diesem Bürger vom See sollte die neue Zeit ins Feld einziehen.

Johann Emil Ryffel, 1807 als Sohn des Krämers Ryffel im Spittel in Stäfa geboren, war als junger Mann nach Frankreich und später nach England gegangen. Dort hatte er sich mehrere Jahre als Erzieher und Privatlehrer betätigt. Er sagt uns selber «he had spent several years in England, first as headmaster in one of the best Academies and afterwards as Private tutor». Dann war Ryffel im Mai 1833 nach der Schweiz gekommen, begleitet von 12 englischen Jünglingen «who had been entrusted to his care at his departure from England». Es scheint, dass er dann in Uetikon am See ein «Institut» eröffnete, vielleicht im Haus «zum Langenbaum». 1834 heiratete er in Norfolk die siebzehnjährige Maria Pilkington Drummond und kehrte mit ihr nach der Schweiz zurück. Von der letzten noch lebenden Enkelin konnten wir erfahren, dass ein leider im vergangenen Krieg in Hannover verbranntes Jugendbildnis die Grossmutter als besonders schöne Frau zeigte. Nach sechs Institutsjahren in Uetikon, während derer anscheinend das Unternehmen blühte, kaufte Ryffel das grosse Herrenhaus im Feld. Er baute es für seine Zwecke in grosszügiger Weise um und liess sich die Mittel hierzu von Basler Geldgebern zur Verfügung stellen.

Im Saalanbau von 1753 wurde die Trotte zu Schul- und Wirtschaftszwecken umgebaut. Gegen den Garten entstand ein dreifenstriger Schulsaal, mit von schlanken Gusseisen-Säulen getragener Decke. Stehpulte in verschiedener Höhe boten für die 40 Schüler Arbeitsplätze.

Oben im Altbau und im Saal wurde so gut wie nichts verändert. Im ganzen Haus wurde eine moderne Warmluftheizung mit Befeuchtung eingebaut, die damals am See wohl ein Novum war. Das alte Badhaus mit dem Gartensaal wurde um zwei Etagen aufgestockt und durch hof- und gartenseits vorgebaute Säulenhallen mit dem Haupthaus verbunden. Während das Badhaus seine Zweckbestimmung beibehielt, wurde der ehemals fröhliche Gartensaal, wo der Abt von Einsiedeln pokuliert hatte, zu einer anglikanischen Kapelle umgebaut. Der Stil der Zeit, einzelne spätgotische Bauteile dieses Gebäudes und die neue Zweckbestimmung animierten zur Verwendung neugotischer Fensterformen. Sie erinnern heute in skurriler Weise an die Institutszeit und wir nennen den alten Gartensaal meist noch «Kapelle». In den beiden neuen Ober-Etagen waren vierzig enge, individuelle Schlafkammern links und rechts eines breiten Mittelgangs angelegt.

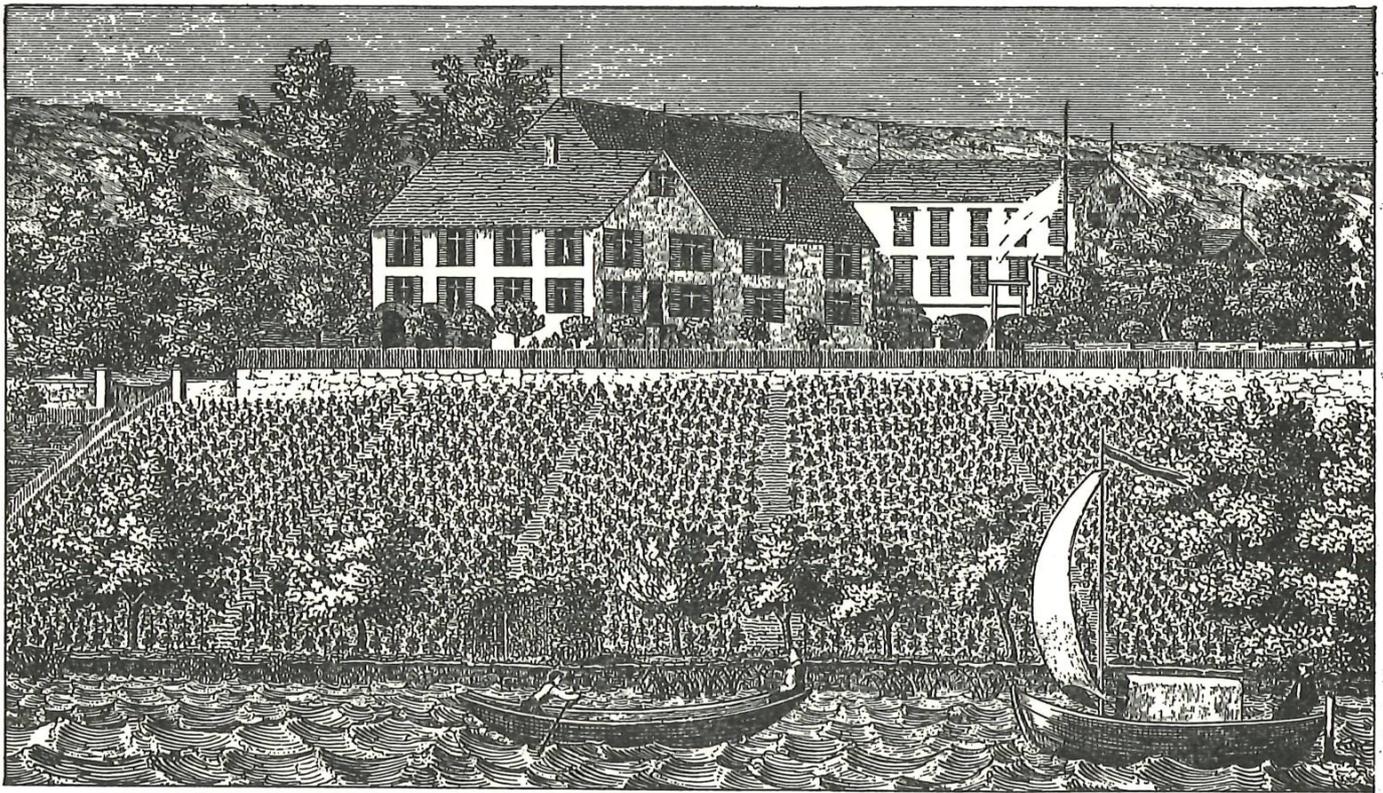
Das Lehenhaus wurde für die Professoren hergerichtet. Das malerische Mansardendach musste weichen. Man erkennt heute noch, wie das Haus vor diesem Umbau ausgesehen hat.

Die grosse Freitreppe an der Seefassade des Altbaues wurde mit verkürzter Plattform an die nördliche Hoffassade versetzt, wo sie noch heute steht; die nussbaumene Biedermeier-Haustüre stammt von diesem 1839er Umbau. Im Hof entstand damals das romantische Ecktreppchen im Winkel der neuerdings zusammengeschobenen Häuser.

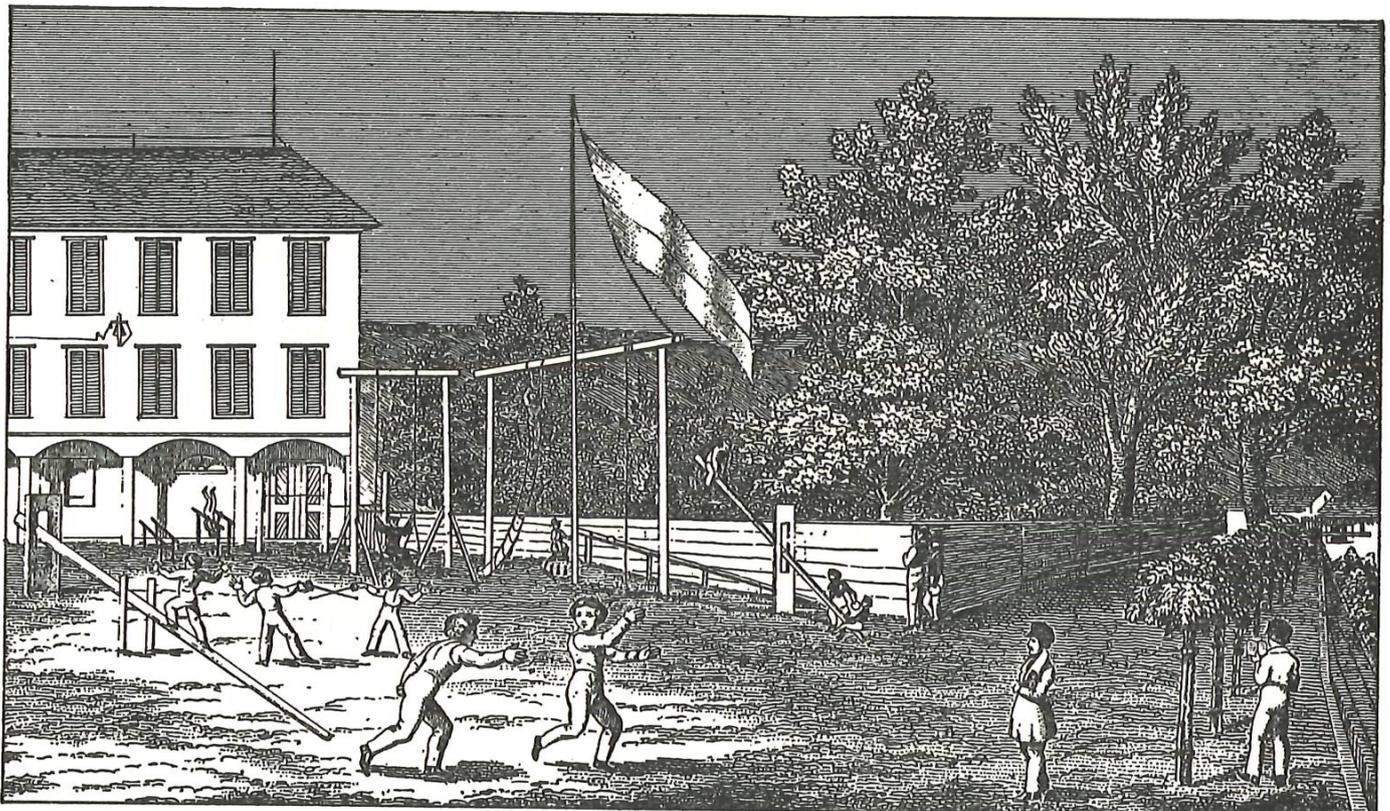
Das Wyssisch-Eschersche Lustgärtlein auf der Seeterrasse wurde zu einem Sportplatz im Geiste Turnvater Jahns: Barren, Schaukeln, Kletterseile und Kegelbahn standen da, wo früher das Kräutergärtlein des Junkers Amtmann gewesen war. Auf der Terrasse vorn über der Strasse wurde das Sitzmauerlein durch einen Staketenhag ersetzt und diesem entlang die rotblühende Kastanienallee gepflanzt, die heute ein Wahrzeichen des Landgutes ist.

Ryffel nannte sein Establishment for young Gentlemen «Mariafeld» zu Ehren seiner hübschen jungen Frau. (Dies war nicht sein einziges sinniges Namensspiel...: seine teils in Uetikon, teils in Meilen, teils in England geborenen elf Kinder nannte er in alphabetischer Reihenfolge Albert, Berta, Charles, Donald, Emile, Fanny, Gustav, Henry, Julius, Kate und Louis). — Im übrigen war die Hausbenennung eine Notwendigkeit für das Institut und lag auch etwas auf der Hand. 20 Jahre früher hatte der Käufer der Kilchspergerschen «hinteren Schipf», Graf Christian v. Benzel-Sternau, jenes Haus nach seiner Frau geb. Freiin v. Seckendorf «Mariahalde» genannt.

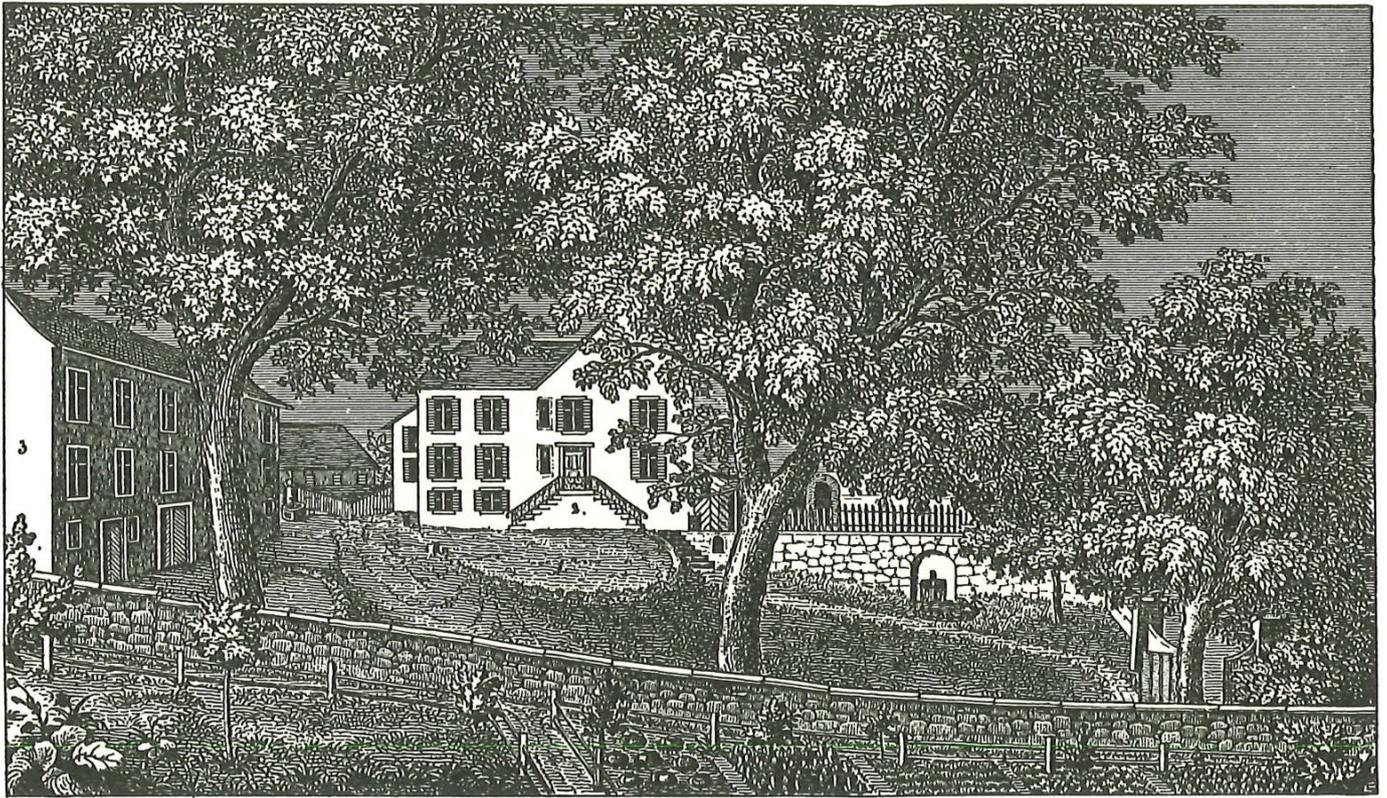
Anlässlich dieses gewaltigen Wechsels der Zweckbestimmung des Hauses ist manches an altem Mobiliar in alle Winde zerstreut, teils



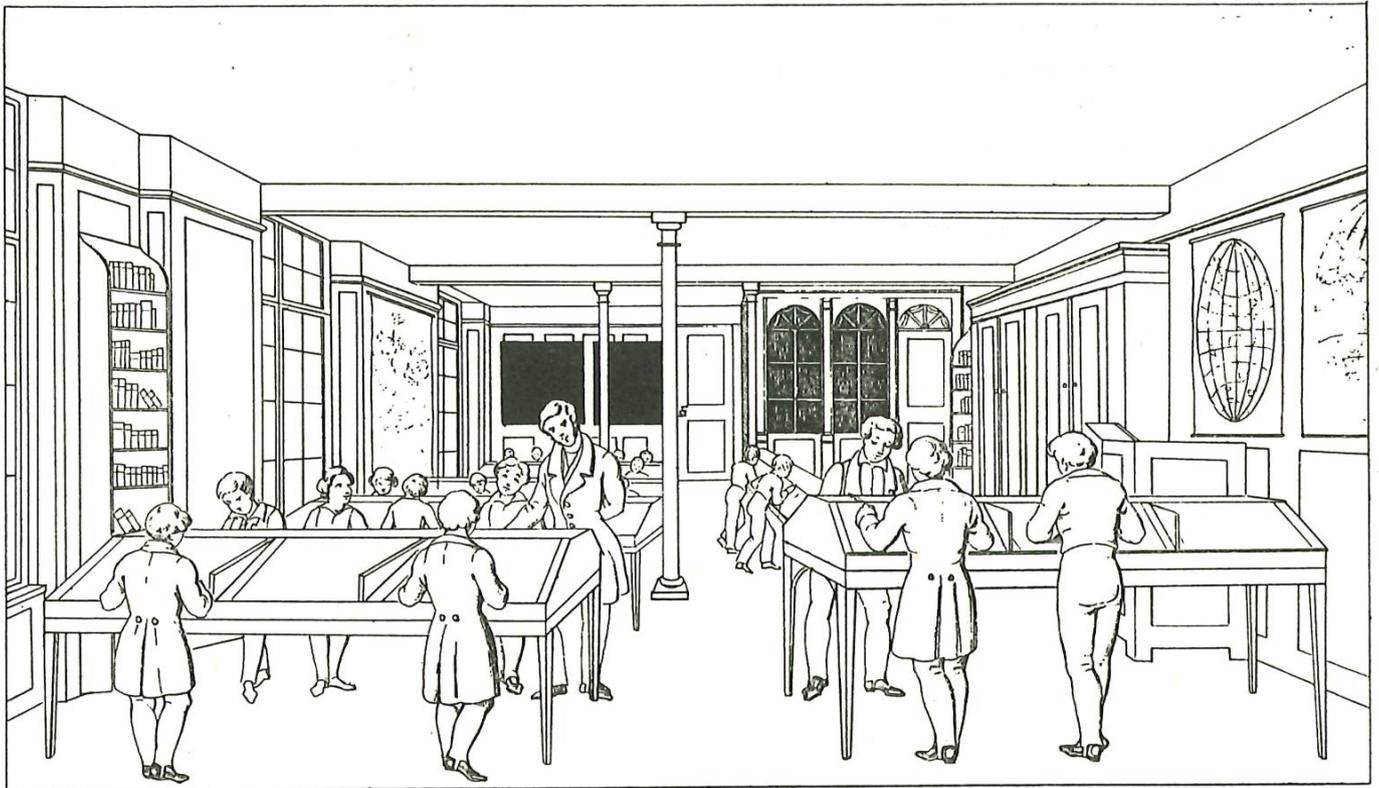
Vue de l'institut Mariafeld sur le bord du lac de Zurich.



Place pour les exercices du corps et façade du dortoir.



N°1. La cour. N°2. Entrée de la maison principale. N°3. Maison des professeurs. N°4. Mauège.



Salle d'étude.

«Mariafeld near Meilen on the lake of Zurich,
an establishment for young gentlemen»

in die Nachbarschaft verkauft worden. Mein Urgrossvater François Wille hat dann aber später, besonders aus dem ehemals Zieglerschen «Grünen Hof» im Feld, mehrere Alt-Mariafelder-Möbel erworben und ins Haus zurückgebracht.

Johann Emil Ryffel hatte sein Institut als strenge Schule etabliert. Knaben und Jünglinge von 8–18 Jahren, vornehmlich aus England, wurden hier geschult und erzogen, wobei Ryffel gute Grundsätze hatte. Er wollte nicht nur Schulwissen vermitteln, sondern in erster Linie den Charakter seiner Pflegebefohlenen fördern. Im Sommer standen Schüler und Lehrer um 4.30 Uhr auf, begannen die Schule um 5 Uhr, ab 8 Uhr Gottesdienst (morning prayer), Morgenessen und Pause bis 9 Uhr. Weitere drei Stunden Unterricht bis zum Mittagessen um 12 Uhr folgten. Nachmittags von 2 bis 4 wieder Stunden, dann Vieruhrbrot und Pause bis 5 Uhr, wo der Unterricht erneut bis 7 Uhr fortging – endlich Abendessen und Freizeit bis zum Abendgebet um 9 Uhr. Im Winter begann der Unterricht um 6 Uhr, dafür war abends von 8 bis 9 noch eine Lektion. Die Fächer umfassten: Religionslehre, alte und neue Sprachen und übrige Gymnasialfächer, ferner Buchführung, Musik, Schwimmen, Reiten und Fechten. Die Kurse begannen an Ostern und im Herbst; während der kurzen Sommerferien wurden Wanderungen in der Schweiz durchgeführt. Im Herbst waren «8–10 holidays for the vintage of the vineyards of the establishment, in which the pupils usually take part» -- so waren an die Stelle der patrizisch-zürcherischen Wimmer nun kleine Lords aus England getreten!

Das jährliche Schulgeld war Pfd. St. 40.– für die Jüngern, Pfd. St. 50.– für die Aeltern. Daran konnte der schon durch die Einrichtung des Instituts stärkstens engagierte Direktor Ryffel nun wirklich nicht reich werden. Immerhin scheint die Schule anfänglich floriert zu haben. Dann aber stockten die Mittel, die Schulden drückten und im Februar 1848 kam es zum unvermeidlichen Zusammenbruch. Schon nach weniger als 10 Jahren wechselte das ehrwürdige Wyssen-Gut in die Hand der Kreditoren des Konkursiten. Junker Oberst Wyss hat es nicht mehr erlebt; er war schon 1845 gestorben. Die neuen Herren waren mehrheitlich vornehme Basler.

Johann Emil Ryffel, der uns als im sympathischen Sinne leichtsinnig geschildert wird, hat sich noch zwei Jahre in der Schweiz aufgehalten. Mit dem viel besser fundierten späteren Ryffelschen Knabeninstitut in Stäfa hat er nichts zu tun gehabt; vielleicht hat er nur dem fernen Namensvetter die Idee gegeben. Er selber kehrte 1850 nach England zurück und lebte dort als schlichter Sprachlehrer bis zu seinem Tod

1875. Seine Enkelin weiss aus der Familienüberlieferung zu berichten, dass Grossvater John Emil ein begabter, origineller Mensch gewesen sei, der aber nicht immer mit beiden Beinen in der nüchternen Wirklichkeit gestanden habe.

Die Kreditoren, Christ, Stähelin, Bischoff, Vischer und Merian und andere «konnten das Gut, das sie für 20 500 Zürcher Gulden erstanden hatten, nicht behalten; ausserdem drückte die Revolutionszeit die Verhältnisse dergestalt, dass sie es gleichen Jahres um einen viel geringeren Preis an den Meilener Löwenwirt Kaspar von Tobel verkauften. Doch als es zum Zahlen kam, hatte dieser das Geld nicht disponibel, fing Prozess mit den Baslern an; das Gut wurde inzwischen vom Gericht zwei Jahre sequestriert, herabgebracht und durch diese und mannigfache concurrierende Verhältnisse kam es, dass⁴⁰ «zwei deutsche 48er Flüchtlinge, deren damals viele in der neutralen und freiheitlichen Schweiz um Asyl gebeten hatten, als Käufer auftraten. Conrad v. Rappard und Heinrich Simon kauften Mariafeld um 8750 Zürcher Gulden (Kaufbrief Meilen 15./20. März 1850). Beide bezogen das Haus zusammen und bewohnten, der eine das untere, der andere das obere Stockwerk.

Rappard entstammte einer Familie, die ihre Herkunft aus Rapperswil herleitet, aber seit drei Jahrhunderten in den Niederlanden und am Niederrhein ansässig war.⁴¹ 1806 geboren, hatte er Jurisprudenz studiert, sich dann aber unter dem Einfluss des seinem Vater befreundeten Alexander v. Humboldt den Naturwissenschaften zugewandt. So wurde er ein Pionier des Braunkohlenbergbaus der Gegend um Frankfurt an der Oder, von wo er auch 1848 ins Frankfurter Parlament gewählt wurde. Nach dessen Zusammenbruch erfuhr er auf seinen Gütern, dass gegen ihn ein Haftbefehl wegen angeblichen Hochverrats vorlag, vor dem ihn nur eiligste Flucht retten konnte. So kam er im Sommer 1849 nach Zürich, wo er seinen Freund und Mit-Frankfurter Heinrich Simon traf und mit ihm später nach Mariafeld zog. Ein kurzes Jahr beschäftigte er sich da mit Zoologie und vergleichender Anatomie; dann drängte sein lebendiger Geist aus dem Exil weg nach Paris zum Studium. Wenig später kehrte er wieder in die Schweiz zurück und gründete das Mikroskopische Institut Wabern bei Bern. Dieses gelangte bald zu grossem Ansehen und belieferte Schulen und Museen mit mikroskopischen Präparaten. Obwohl er längst von Mariafeld völlig getrennt war, interessiert uns Rappards weiteres Ergehen, weil wir keinem andern als ihm die Erhaltung der herrlichen Giessbachfälle bei Meiringen verdanken. Er kaufte kurz entschlossen das mit Abholzung bedrohte Areal und errichtete dort

1856 das erste grosse Hotel des Berner Oberlandes. Aber mehr noch verdanken wir dem vorübergehenden Mariafelder Gutsherrn, er holte den Lehrer und Pyrotechniker Hamberger nach Brienz, um Wasserfälle, Hotel und See mit Feuerwerk und bengalischen Licht zu verschönern. Damit gab er die Idee zur dortigen Hambergerschen Raketen- und Feuerwerkfabrik, von der noch heute die ganze Schweiz ihr Festtagsfeuerwerk bezieht.

Ob Rappard noch in späteren Jahren einmal nach Meilen gekommen, ist ungewiss – sicher ist, dass er François Wille gut kannte und vielleicht auch dem späteren General während dessen Thuner Artillerie-Zeit begegnete. Er starb 1881 in Interlaken.

August Heinrich Simon, der Mitkäufer von 1850, war 1805 in Breslau als Sohn eines angesehenen Kaufmanns geboren. Er studierte Jurisprudenz und bestand das Brandenburgische Referendarexamen. In den 40er Jahren war Simon der Führer der Breslauer Liberalen und Vorkämpfer des Rechtsstaates.

Während der Märzrevolution wurde er ins Vorparlament der Frankfurter Paulskirche gewählt. Dort war er eines der angesehensten Mitglieder der Linken. Nachher war er noch Mitglied des «Rumpfparlaments» in Stuttgart und flüchtete nach dessen Zersprengung in die Schweiz. In Zürich traf er Rappard. Die beiden Flüchtlinge versprachen sich mehr Sicherheit, wenn sie eigenen Grund und Boden nachweisen konnten.

In Mariafeld schlossen Rappard und Simon zunächst mit einem Baumeister einen Kontrakt und brachten alle Baulichkeiten in guten Zustand. Es war nötig, denn das Gut war zwei Jahre lang gänzlich vernachlässigt worden.

Ende 1850 bat Simon aus Mariafeld François Wille, in Hamburg für sein und Rappards Institut in Wabern zu werben. Er sagt dabei – das mag die Meilener interessieren –: «Jeder der hier diese Objekte (mikroskopische Schnitte) gesehen, ist hoch erfreut, so namentlich der alte Oken ist ganz entzückt und ich hoffe, dass der Name dieses Nestors der deutschen Naturforscher dafür bürgen soll, dass in der Tat Tüchtiges in das Leben tritt».

Am 25. Februar 1851 schreibt Simon dann von seiner Sorge, die Schweiz könnte dem Druck der deutschen Fürsten nachgeben und die Flüchtlinge ausliefern und fährt weiter: «Ich habe hier ein kleines Besitztum fast ohne Anzahlung gekauft, müsste ich weg, so dürfte schon hierdurch der grösste Teil meiner kleinen Ersparnisse in die Lüfte gehen, darum will ich rechtzeitig verkaufen. Vorläufig sage ich Ihnen das für einen passenden Hamburger. Die Lage ist paradiesisch, ent-

schieden eine der schönsten des Zürcher Sees, herrliche Nah- und Fernsicht, hinter der Besetzung sanft ansteigende Weinberge, die sich mählig bis zu einem der schönsten Aussichtspunkte des Kantons erheben. Wir haben angenehme Bäder von der Gondel aus. In den Besitz haben mehrere Generationen eines Zürcher Patriziergeschlechtes Summen gesteckt. Das Herz ist mir ein wenig in mein Tusculum hineingewachsen, denn ich schulde diesem lebenswürdigen Erdenpunkte vielen Trost in vielen Trauerstunden und viele reine Freude».

François Wille, der Auslandschweizer, hatte schon vor Erhalt dieses Briefes den Plan erwogen, Hamburg zu verlassen, ohne noch zu wissen, wohin er gehen wollte. Nun interessierte er sich für den Kauf Mariafelds.

Am 15. April schreibt Simon zurück: «Wenn es Ihnen und Ihrer Frau nicht zu einsam, würde ich Ihnen nach Ihrer Mitteilung zureden. Mein Neffe und Mündel (9jährig) ist in zweiter Klasse der unweit liegenden Dorfschule. Ich war vorgestern im Examen und frappiert von dem Wissen sowohl als vor allem der Precision und Klarheit des Wissens der Kinder, nicht die Spur von Eintrichterung, dies in Beziehung auf Ihre Jungen. Ich verkaufe das Gut für 10 000 preussische Thaler. Ich würde es gerne in Ihren Händen wissen. Goethe sagt von einer seiner liebsten Frauen: Sie war den Männern ein Augentrost. Ich wende das von Ottilie auf Mariafeld über; es ist ein Augentrost!»

Wille antwortet am 3. Mai und fragt nach den Möglichkeiten gesellschaftlichen Umgangs und einer Beschäftigung — kurz, nach dem Leben dort. Simon schreibt am 16. Mai ausführlich zurück; einige Stellen mögen interessieren, zeigen sie doch, wie sehr Simon Land und Leute in kurzer Zeit kennen und schätzen gelernt hatte: «Nordamerika und die Schweiz und überhaupt jedes Land, wo das Volk herrscht, sorgt naturgemäss zunächst dafür, dass alle Brod haben. Die Schweiz steht Nordamerika darin völlig gleich, dass die Arbeit einen ganz verschiedenen Charakter wie in Deutschland hat, die Handarbeit ist hier in Ehren. — Die Schweizer werden wegen ihres alemannischen Dialekts, weshalb sie im Gespräch mit den Deutschen geniert sind, anfänglich oft geistig unterschätzt und der hochnäsige Berliner beispielsweise, bei dem alles nach aussen fährt, hat keine Ahnung davon, dass hinter dem schlichten Manne hier oft zehnmal mehr tiefer Gehalt als in ihm, dem Ueberfeinen. Ausserdem vergeben es viele Deutsche nicht, dass die kleine Schweiz mit ihren einfachen aber praktischen Bewohnern das glücklich erreicht hat, was wir noch nicht erreichen konnten, ein vernunftgemässes staatliches Leben. — Für Beschäftigung braucht hier dem gebildeten Manne nicht bange zu seyn. Für sie denke ich mir

in literarischer Beziehung als höchst interessantem auf Jahre ausreichenden Stoff die Schweiz selbst und deren Vermittlung für Deutschland. Die Schweiz würde mit ihren freien Institutionen einen weit grösseren Einfluss auf Deutschland haben, wenn sie in Deutschland gekannt wäre.— Den geselligen Umgang anlangend, haben Sie in Zürich einen grossen Kreis, in dem zum Theil bedeutende Männer, namentlich auch solche, die auf reicher Erfahrung und Besitz ausruhen und nur noch der Wissenschaft leben. Im Sommer ist hier Weltverkehr: Europa und Amerika ziehen durch. Aber selbst hier in Meilen dürften Ihnen einzelne tüchtige Menschen nicht fehlen. Als mir in der ersten Zeit der Buchbinder des Orts Probestände bringen musste, die beiläufig so schön waren, wie man sie nur in der grössten Stadt verlangen darf, waren es der «Kosmos» und die «Briefe über den Kosmos»; der «Kosmos» war für die «Gerwe», die «Briefe» für Jungfer Ulrich hier im Orte. Einfache Handwerker, die sich mit Naturwissenschaft beschäftigen, sind mir mehrfach vorgekommen. Sie finden auch einige Fabrikanten mit direkten überseeischen Verbindungen. Ein tüchtiger Arzt (Dr. Billeter) ist hier und auch sonst mehrfach gebildete Personen. Der Pfarrer von Meilen, der sehr alte Gutmann, intimster Freund von Orelli und bester Uebersetzer des Tacitus, ist ein völlig freier Kopf. Er gibt meinem 10jährigen Neffen und der 11jährigen Schwester Unterricht im Latein. — Ich hätte Ihnen gewünscht, Sie hätten dem Jugendfest beigewohnt, das vor 14 Tagen hier bei Gelegenheit der 500-jährigen Feier des Eintritts Zürich in den Eidgenossenbund stattfand; ein schöner uns unbekannter Geist ging durch!»

Nach solchem Lob des Dorfs am See zögerte Wille nicht mehr. Mitte Juni traf François Wille in Zürich ein und nahm Quartier im Hotel Baur. Er besichtigte Mariafeld; gegen das Gut hatte er einen nicht uninteressanten Einwand: es sei nicht oekonomisch, sei viel zu sehr eine Liebhaberei. Wille, der in schwierigen Verhältnissen aufgewachsen war und nur durch den Wohlstand seiner Frau in die Lage kam, Mariafeld zu erwerben, dachte gewissenhaft und vorsichtig. Er sah sich zum Vergleich zwei andere Landgüter an, die damals käuflich waren: Bocken und die Werdmüllersche Au. Am 28. Juni bat Simon, zu entscheiden, da er handeln müsse. Am 2. Juli unterzeichneten die beiden Herren den Vorvertrag im Hotel Baur, einen Nachtrag darauffolgenden Tags in Meilen und kanzleiten ebenfalls am 3. Juli 1851. Wille kaufte um 17 500 Gulden Reichsgeld. Es wurde vereinbart, dass Simon und Familie noch bis Mitte September im Haus bleiben dürften, dass aber im Kapellenhaus die Unteretage bereits nach Willes Weisungen ausgebaut würde. Der Ausbau wurde durch Baumeister Brun-

ner im Feld ausgeführt. Die Tapetenfabrik Meyer-Esslinger tapezierte die Zimmer neu, Baumeister Brunner musste Vorfenster fürs ganze Haus anfertigen. Im Arbeitszimmer des künftigen Hausherrn (Haupthaus unten gegen den Springbrunnen) wurde ein Kachelofen gesetzt.

Am 15. September 1851 zog Heinrich Simon, der Freund Meilens und der Schweiz, aus Mariafeld aus, wieder nach Zürich. Bevor wir ihn verlassen, möge noch interessieren, was er aus Liebe zum Pfannenstieler geplant und gedacht hatte: «Als Pertinenz von Mariafeld deponiere ich bei Ihnen das anbei folgende Panorama von der Spitze des Pfannenstiels, welches mir der bergkundige Reinstein aufgenommen und das von umso grösserem Interesse, als ein Panorama dieser Aussicht noch fehlt. Wäre ich in Mariafeld geblieben, so würde ich dies Panorama an Ort und Stelle auf eine Tafel haben malen und befestigen lassen. Beiläufig, die oberste Spitze des Pfannenstiels gehört Oken und ist von den Erben wahrscheinlich für wenige Thaler zu haben (7. Januar 1852)». — Wille konnte dank Simons Hinweis die schöne Anhöhe der Mittwochsgesellschaft in Meilen vermitteln. Er hielt auch die Festrede an der Einweihung und noch heute sind wir der Initiative der beiden Mariafelder dankbar. Auch ein Panorama kam an den Ort, freilich nicht das Reinsteinsche, sondern eines von Imfeld, Schüler des Zürcher Panorama-Keller.

Heinrich Simon hat in den nachfolgenden Jahren mancherlei Unternehmungen in der Walenseegegend betrieben: ein Schiefergeschäft in Pfäfers und Engi, und ein Bergwerk an der Mürtschenalp. Er war wenig erfolgreich. Gesundheit und Vermögen nahmen ab. 1860 unternahm er eine Erholungsreise nach Italien. Zurückgekehrt, machte er sich auf den Weg, um die Schieferbrüche und das Bergwerk zu besichtigen. «Er traf am 16. August 1860 in Murg am Walenstätter See ein, wollte sich vor dem Essen durch ein Bad erquicken, schwamm längere Zeit um den Kahn, auf dem er sich hatte hinausfahren lassen, herum und versank plötzlich vor den Augen des Schiffers. Der Leichnam ward nicht aufgefunden. Dem Todten wurde bei Murg ein Denkmal errichtet, das am 5. Oktober 1862 unter zahlreicher Beteiligung von Schweizern und Deutschen, darunter vieler, die seit Jahren in der Verbannung lebten, feierlich eingeweiht wurde.»⁴²

Die Familie Wille seit 1851

François Wille konnte anlässlich seiner Ankunft in Meilen sogleich die Niederlassung erlangen. Der Heimatschein, den ihm der Maire des neuenburgischen Juradörfleins La Sagne nach dem dortigen Bürger-

register ausstellte, lautete auf den Namen: Jean François Arnold Vuille. Sein Urgrossvater, Henri Vuille (1714–1760) war im Jahre 1735 in der Folge eines lokalen Aufstands als maître cordonnier auf die Wanderschaft nach Frankreich gegangen. 1740 heiratete er eine Bürgerstochter von Metz und etablierte sich im deutsch-französischen Grenzgebiet in Zweibrücken. Seinen Aeltesten, Joseph François (1745–1789) schickte er zur Uhrmacherlehre in die alte Heimat; später hatte dieser sich als Stadtuhrmacher von Neustadt und Frankenthal in der Pfalz niedergelassen und dort verheiratet. Sein Sohn Arnold, der Vater des nachmaligen Dr. François Wille, erlernte das väterliche Uhrmacherhandwerk und liess sich dann in die französische Armee einreihen. Mit ihr kam er nach Hamburg und wurde dort nach Dienstentlassung Bürger und Uhrmacher, später Kaufmann. Er war mit einer wohlhabenden Bürgerstochter verheiratet, hatte aber kein Glück mit seinem Geschäft. Die kränkliche Frau starb jung und die Schar kleiner Kinder war der Fürsorge ihrer alten Grossmutter und dem Wohlwollen ferner Verwandter, darunter einem Kriegsrat v. Wille in Kassel überlassen. Obwohl der Letztere einer ganz anderen Familie deutschen Ursprungs entstammte, gab das zufällige Namenszusammentreffen doch den Ausschlag zur definitiven Annahme des Namens «Wille». Vorher waren dem Sprachgebrauch folgend alle möglichen Zwischenformen wie Veuille, Wuille und Will wechselweise angewandt worden. — Ich will im einzelnen nicht wiederholen, was Carl Helbling in seiner Monographie «Mariafeld» so meisterlich schön dargestellt hat, sondern versuchen, dem Lokalinteresse gerecht zu werden und anderes aus des neuen Mariafelders Leben zu erzählen. Der junge François war beim Tod der Mutter 15 Jahre alt und weitgehend auf sich selber angewiesen. 1831 bezog er die Universität Göttingen als Theologie-Student und stiess zu dem leidenschaftlichen Kreis freiheitlicher Studenten, denen der in der Restauration neu gestärkte Absolutismus der Fürsten verhasst war. Der junge Student ferner schweizerischer Abkunft empfand freiheitlich und rief unter der ersten schwarz-rot-goldenen Fahne zum Kampf gegen die Unfreiheit auf. Ein bewegtes Studentenleben im Kreise zum Teil bedeutender Männer wie Heine, Hofmann von Fallersleben und Herwegh liess ihn schon vor dem Abschluss in Jena 1845 die Journalisten-Feder ergreifen. Nacheinander war er Mitarbeiter oder alleiniger Redaktor verschiedener literarisch-politischer Zeitungen Hamburgs. Die Studien waren durch solche Verbreiterung auch weiter geworden: An die Stelle der ursprünglichen Theologie waren Mathematik, Medizin, Literatur, Geschichte und Philosophie getreten. Wille war einer jener bewundernswerten Menschen des vorigen



Arnold Wille
(Wuille di Bille)
1846—1924



Fanny Wille-Billeter
(Wuille di Bille)
1845—1929



Ulrich Wille, General
1848—1925
(Photographie 1893)



Clara Wille, geb. Bismarck 1851—1946
(Oelbild L. Vogel 1875)



Der Hof von Mariafeld

Jahrhunderts, die über eine wirkliche Allgemeinbildung verfügten und die schlechthin jede geistige Beschäftigung fesselte. — Im Zuge seiner Journalistentätigkeit begegnete ihm Ende der 1830er Jahre die schöngeistige Dichterin Eliza Sloman. Sie war die Tochter des damals schon angesehenen Hamburger Reeders Robert Miles Sloman, englischer Herkunft, und seiner friesischen Frau Gundalena geb. Brarens. Literarische Interessen und der Sinn für freiheitliches Denken waren Wille und der Dichterin gemeinsam. Eliza Sloman hatte während des polnischen Aufstands gegen den russischen Despotismus den «Sang des fremden Sängers» gedichtet; Chopin war von diesem Freiheits-Epos so beeindruckt, dass er die Dichterin um den Text eines Liedes bat, zu dem er die Musik schreiben wollte. Sie hat damals aus Bescheidenheit abgelehnt. — Die zwei starken freiheitlichen Persönlichkeiten François Wille und Eliza Sloman fanden erst nach Ueberwindung vieler Hindernisse zur Ehe zusammen. Die für damalige Verhältnisse sehr verschiedene Herkunft und Willes unabhängiges Journalisten-Jungesellentum schienen dem strengen englischen Vater wenig Gewähr zu bieten für ein geordnetes Familienleben seiner Lieblingstochter. Erst 1845 heirateten die zukünftigen Mariafelder.

1846 wurde ihnen ein Sohn Arnold Robert, den Grossvätern zu Ehren so genannt, und 1848 ein zweiter Sohn, Conrad Ulrich Sigmund, geboren. Des letzteren Rufnamen Ulrich wählten die Eltern zu Ehren des kämpferischen «ersten Journalisten» Ulrich v. Hutten. Beide Söhne hatten in ihren Adern Blut, das aus Familien von Neuenburg, Hamburg, England und Friesland stammte. Geistig überdurchschnittliche Eltern hatten ihnen dieses Erbe weitergegeben. François war temperamentvoll, Eliza gemütvoll.

François Wille hatte in seiner Zeitung, im Reden und Handeln, die demokratische Revolution von 1848 mit vorbereitet. So wurde er 1848 von seiner zweiten deutschen Heimat ins Frankfurter Parlament gewählt. Bei den Beratungen in der Paulskirche zeichnete er sich durch klares, nüchternes Urteil aus. Wohl durch seine Sachlichkeit, aber auch durch die Besonderheit, Abgesandter der freien Hansestadt Hamburg gewesen zu sein, war er nach dem Zusammenbruch der Revolution nicht bedroht wie so viele andern. Eine Flucht oder Auswanderung drängte sich vorerst nicht auf. Aber es ist kein Zweifel, dass er durch den Fehlschlag seiner Ideale bitter enttäuscht und recht eigentlich degoutiert das Ueberhandnehmen der Reaktion verfolgte. Als sich ein Fortschritt in seinem Sinne auf Jahre hinaus als unrealisierbar zeigte, fasste er den Plan, Hamburg zu verlassen. Ein Zurück in die welsche Heimat der Vorväter lehnte er ab aus der Erkenntnis, dass eine Tren-

nung vom deutschen Kulturkreis für ihn und die Seinen untragbar gewesen wäre. Als ihn Simons begeisterte Schilderung Mariafelds am Zürichsee erreichte, handelte er kurzentschlossen.

Den trauernden Angehörigen der Frau und den zurückbleibenden Gesinnungsgenossen hat Wille damals gesagt: «Habe ich mein Leben lang für Demokratie und freie Verfassung gewirkt, so muss ich doch wohl jetzt dahin gehen, wo ich sehe und erlebe, wie das, was ich gewollt habe, sich in der Ausübung darstellt.»

Anfang September verliess die Familie Hamburg, begleitet von Elizas jüngster Schwester Harriet v. Bissing. In langer Bahnreise kamen sie bis Basel. Im offenen Wagen von da bis Baden war es «ein unendlich genussreiches Reisen, überall war Heuernte und ein Grün auf den Wiesen, wie ich es nirgends so schön gesehen, – Nein, die Schweiz ist wunderbar schön! Vor dieser Natur verstummt man in Freude und Genuss.»⁴⁴

Dieselbe Strecke fuhr ich, der ich dies heute wiedergebe, 100 Jahre später als Südamerikaheimkehrer mit den gleichen Gefühlen – man muss, um die Schweiz wirklich zu lieben, sie als Geschenk empfinden lernen, nicht einfach als selbstverständliche Wiegenabe.

In Zürich wurde Quartier genommen im «Schwert», wo Ully, der dreijährige, schwer erkrankte und die Mutter recht erschreckte. Aber ihr erster Besuch in Mariafeld war ungetrübt: «Das Ufer wird immer schöner je weiter man kommt – Du kannst Dir denken, wie gespannt wir waren auf Mariafeld – ich kannte es aber nach der Zeichnung unter den vielen es umgebenden Wohnungen heraus. Das Wetter war heiter, obwohl nicht klar, sodass die grösste Schönheit, die Schneeberge nicht zu sehen waren, und dennoch, von der Schönheit der Lage lässt sich keine Beschreibung machen. Alle meine Erwartungen sind weit übertroffen durch das, was ich gefunden habe!»⁴⁴

Wochen des Einlebens, des Beobachtens und Kennenlernens folgten. Schon am ersten Sonntag machten Willes Besuch bei Pfarrer Gutmann in Meilen und bei der Nachbarin Jungfer Küngold Ulrich, Enkelin des alten Bürgermeisters, denen Einladungen nach Mariafeld überbracht wurden. Es könnte vieles erzählt werden aus den Briefen Eliza Willes an die Eltern in Hamburg. Von den Knaben berichtete sie, dass der Vater den Aeltern selber unterrichtete, dass beide in der Landwirtschaft herumstöbern, aber noch keine Gespielen gefunden hätten. Der erste Winter begeisterte die neuen Mariafelder mit seinen klaren Tagen, die Schneeberge beeindruckten sie tief – und selbst bei kalter Witterung ging die verwöhnte Hamburgerin zu Fuss nach Zürich und zurück – lobte aber auch den Schiffsmann, dem man Kommissionen

für die Stadt übertragen konnte. Noch im Dezember kamen Doktor Billeter-Wunderlis und Landschreiber Hirzels und um die Weihnachtszeit stiegen Willes mit dem fünfjährigen Arnold durch den Nebel auf den Pfannenstiel zum gewaltigen Erlebnis des ersten Nebelmeers. Dass auch Herwegh und Wagner, Gieskers, Kolatchek und viele andere 48er schon in diesen ersten Wochen den Weg nach Mariafeld fanden, ist anderwärts schon geschildert worden, – ich will mich ans lokalere Bild und das der Familie halten.

«Jeden Tag nach Tisch machen die Kinder mit ihrem Papa, was sie einen «furchtbaren Krieg» nennen. Da sitzt er auf dem Sofa und sie werfen ihn um und trampeln auf ihm herum, der Papa bittet zuletzt um Frieden, aber Ulrich ist nie zur Ruhe zu bringen. Arnold sagte neulich, Ulrich wird gewiss noch einmal ein «recht strenger und gewaltiger» Mann, er sollte Schulmeister werden, der ist doch ja so grimmig mit den Jungens. Ulrich kann ebenso lieblich sein, aber sein Ingrimme ist in dem blonden zarten Jungen wirklich komisch» (22. Dezember 1851).

Weihnachten bekamen die Buben einen Wagen und Münchner Bilderbogen, . . . «sie spielen tausenderlei Spiele, je weniger Spielzeug sie haben, je erfinderischer werden sie und ihre Phantasie gibt den selben Gegenständen vielerlei Bedeutung». Von Jungfer Ulrich bemerken sie die erste Schweizerfahne.

Ab 1852 besuchte Eliza die Wagnerschen Symphonieabende in Zürich zusammen mit Jungfer Ulrich; dann folgte Arnolds erster Mariafelder Geburtstag mit den Freunden Heiri und Schaggi aus dem Feld, «die Kinder vom Dorf sind ordentlich und bescheiden und voll guten Einflusses.» Der Vater François begann regelmässig in den «Sternen» nach Meilen zu gehen, um dort die Dorfmagnaten zu treffen. Der erste Sommer brachte den Besuch der alten «Madame Sloman»,⁴⁵ im grossen Reisewagen mit livriertem Kutscher; die Töchter Eliza Wille und Harriet Bissing waren überglücklich, die Mutter, durch Haus und Hof zu führen und mit ihr Fahrten am See zu machen. In leichtem Gefährt wurde die stattliche Matrone sogar auf den Pfannenstiel geferggt.

Die Buben gingen noch nicht in die Schule. Sie spielten mit den Dorffreunden und wuchsen in Hof und Garten auf. Auf dem nächsten Weihnachtstisch lag für die Tellensöhne eine Armbrust und der Berchtoldstag führte die Mariafelderli an ein maskiertes Kinderfest der Frau v. May-Escher von der Herrliberger Schipf. Manches kleine Detail aus einer frohen Bubenjugend könnte ich erzählen, um zu schildern, wie der spätere General und sein älterer Bruder als rechte Feldemer Dorf-

buben aufgewachsen sind. Damals haben sie auch das Seebuben-deutsch schnell erlernt.

Um sie aber andererseits den Hamburger Grosseltern, Tanten und Vettern nicht zu entfremden, reiste die Mutter alle zwei bis drei Jahre mit ihnen im Winter nach Hamburg. Der Vater François begleitete sie hie und da auf kürzere Zeit, benützte aber auch gern die Abwesenheit von Frau und Buben, um in München, Berlin, Paris und London Freundschaften interessanter Menschen seiner Zeit zu erneuern oder neue hinzuzufügen: Heine in Paris, Carlyle in England, Schopenhauer in Frankfurt, um nur drei aus der grossen Reihe heraus zu nennen.

Vom Frühjahr bis zum Winter war es ein beschauliches Leben in Mariafeld. Der Hausherr bewohnte die Unteretage gegen den Garten: in der Nordecke begann sein Reich mit einer Bibliothek von etwa 3000 Bänden vieler Sprachen und Gebiete. Dann kam sein Arbeitszimmer, ein grosser Schreibtisch und ein schwarzes Ledersofa standen darin; viele Schriften lagen herum, ein alter Globus und griechische Götterköpfe auf kleinen Podesten an den Wänden, eine Alchimisten-Waage am weissen Kachelofen, viel unordentlicher Kram, eine lange Pfeife, Fidibus — kurz ein rechtes Durcheinander, wie es einem gelehrten Herrn ansteht. Den Schrank dieses Zimmers nannten die Kinder den Zauberschrank; da verwahrte der Vater Schokoladeplätzchen und merkwürdige Fundstücke aus aller Zeit. Im Fuss des Schrankes befanden sich zwei grosse Schachteln; in der einen lagen hunderte von Zettelchen in kleinster Handschrift, griechisch, lateinisch oder sonstwie beschriftet, Auszüge aus gelesenen Büchern; in der anderen waren humoristische Anekdoten und Geschichten. Wille nannte dies seinen «Sottisier». Auf dem Fensterbrett standen Töpfe mit landwirtschaftlichen Keimlingen, eine Weinprobe, Flaschen und sonstige Attribute eines Gutsherrn, der sich eifrig bemühte, vom Hamburger Journalisten zum Meilener Weinbauer zu werden. Und endlich in der Südecke lag sonnig, aber puritanisch einfach, des Hausherrn Schlafzimmer. Ein eisernes Feldbett, ein runder Kleiderständer mit einem grossen Panamahut und einem breitrandigen schwarzen Schlapphut, ein paar Studenterinnerungen, ein Gestell mit Stöcken und ein kurzer Säbel aus der Zeit der Hamburger Bürgergarde, Stuhl und Tisch und die Waschschüssel im Eisengestell waren das Mobiliar. Es war vermehrt noch um eine Besonderheit: zwei Wandschirme mit Sackleinen bespannt, auf den alles aufgeklebt und aufgesteckt war, die Köpfe berühmter Männer und Freunde aus aller Welt und aller Zeit, Griechen, Römer, Revolutionäre und Könige, Paläste und griechische Tempel, Schauspielerinnen, Landschaften, alles im bunten Durcheinander, sowie es

ihm begegnete, lithographiert, gestochen und gezeichnet. — Das war das Reich François Willes.

Oben in den alten Täferstuben und Junkerzimmern wohnte die Dichterin und Mutter mit ihren zwei kleinen Buben. Sie hatte dort ihr Schlafzimmer mit dem kleinen Stehpult, an dem sie schrieb, an die Eltern und Geschwister in Hamburg, und wo sie an ihrem Roman «Johannes Olaf» arbeitete. — Ein früherer Roman «Felicitas» war noch in Hamburg entstanden und ging damals in Zürich und Meilen von Hand zu Hand, damit man die neue Frau kennen lerne. Im Wohnzimmer hatte sie ihre Hamburger Mahagonimöbel um sich, hatte an den Wänden die Daguerrotypien der Eltern, auf einem Tischlein die Miniaturen des «fremden Sängers» und der englischen Freundin, an der Wand ein Sloman'sches Segelschiff mit der blauen Reederei-Flagge der weissen Türme und Sterne. Bei aller Liebe zur neuen Heimat wehte ein leiser Hauch des Heimwehs nach den Eltern und Geschwistern, nach dem flachen Land und den Schiffen im Hafen durch diese Zimmer der Mariafelderin.

Das Mittelzimmer gegen den Garten, die heutige Bibliothek, war zu jener Zeit Esszimmer. Im grossen Wandschrank wurden die feinen Tafeltücher und das blaue englische Steingutservice verwahrt, mit denen an festlichen Tagen im grossen Saal aufgetischt wurde.

Der alltägliche Morgen begann früh; denn François war sein Leben lang Frühaufsteher. Die Buben gingen seit 1854 frühzeitig in die Dorfschule. Nach dem Frühstück ging der Hausherr durch Garten, Hof und Reben, die er mit einem Knecht bewirtschaftete, und dann zu Schreibtisch und Büchern. Die Hausfrau besprach mit ihrer Schaffnerin, der aus Hamburg 1853 mitgebrachten Jungfer Louise v. Haternsdorf, Haus und Küche und ging dann an ihr Stehpult, bis mittags alle vereint sich zum einfachen Essen trafen.

Hatten die Buben frei, fischten sie am See, wo seit 1853 ein Badhäuschen auf einem «Seeblätz» jenseits der neuen Seestrasse zu Mariafeld gehört. Dort badeten alle täglich, die Damen Eliza und Harriet versteckt im lättliverschlossenen Unterbau. Vater und Buben im freien See. Oder dann fuhren Arnold und Ulrich mit dem Geissen-Fuhrwerk mit rotem Geschirr, das der Hamburger Grossvater spendiert hatte, von den Dorfbuben eskortiert und umjauchzt, durch Hof und Garten, während die Eltern regelmässig lange Spaziergänge in der Umgegend machten.

Nach dem Kaffee und am Abend las der Vater vor aus der Zeitung und aus den vielen Büchern, die er sich von der Lesegesellschaft Meilen und dem «Museum» in Zürich regelmässig schicken liess. Eliza las oft

die Schriften Jeremias Gotthelfs, um sich und den Buben die neue Heimat nahezubringen und vertraut zu machen.

Nicht oft gingen die Eltern zur Stadt, obwohl viel Geselligkeit und Konzerte dort ihrer warteten. Mehr war der Vater in Meilen, kontakt-suchend mit den dortigen Herren. Aus den Briefen spürt man sein Bemühen, in der rückgefundenen Heimat Fuss zu fassen, aber man spürt auch, dass die Menschen ihn nicht vorbehaltlos annahmen. Auf dem Dorf ist weniger Widerstand – im Gegenteil, zu Anfang kam sogar manche Bauersfrau mit einem kranken Kind und fragte den Herrn Doktor um Rat. Er wusste genug aus seiner weitgespannten Studentenzeit, ihnen bewährte Mittel zu verschreiben oder aus seinem Zauberschrank zu holen. Die Armen, Kranken und die Kinder waren ihm ein echtes Herzensanliegen, eingedenk seiner eigenen harten Jugend. Immer hatte er für die Kinder Täfelchen in der Tasche, wenn er durchs Dorf ging und interessierte sich für die Schulung und Erziehung nicht nur der eigenen Buben.

Freudig nahm er schon in den ersten Jahren das Amt eines zweiten Armenpflegers an. Er nahm es ernst und schaffte Remedur, wo arme Kostkinder in den Bauernhäusern bis in die Nacht Seide winden mussten. Er war glücklich, wenn ihm in solchen Anliegen etwas gelang: (14. 4. 1854) «... ging dann in entseztlichster Hitze nach Obermeilen, um beim Armenpfleger die Schuhe für die beiden Kinder zu erreichen, was wie von selbst geschah, ich werde bei dem Mann jetzt mehr ausrichten können und das ist mir lieber, als wenn ich Einfluss bei Lord Palmerston (dem damaligen liberalen Premierminister von Grossbritannien) hätte.»

Auch der grosse Reeder, Robert Miles Sloman, kam, Mariafeld zu besichtigen im Sommer 1853; er war befriedigt, blieb aber nur kurz und fuhr nach wenigen Tagen weiter zur Kur. Dann kam wieder die Mutter mit ihrer Tochter Diana Edye in langer Bahnreise, später die älteste Schwester Elizas, Maria Carr.

Aus dem so oft schon von Berufeneren, nicht zuletzt von Eliza⁴⁶ selbst, geschilderten Kreis literarischer, musikalischer und politischer Grössen des damaligen Zürichs sei erwähnt, dass die «Tafelrunde von Mariafeld»⁴⁷ damit begann, dass Freunde heraus kamen zum sonntäglichen Mittagmahl, um anschliessend mit verteilten Rollen Dramen und Lustspiele zu lesen. In den ersten Jahren erklangen dann am Abend noch Studentenlieder, wobei nur Köchly «noch falscher sang als Wille und das will viel sagen». Hin und wieder setzte sich Eliza auch an den Flügel und spielte den anderen auf zum Menuett, bis die Gäste spät im Wagen oder zu Fuss sich nach Zürich aufmachten.

Die vielen Menschen, die damals in Mariafeld ein- und ausgingen, sind in keinem Stammbuch, in keinem Gastbuch festgehalten, aber Elizas regelmässige Berichte an die Eltern erzählen ausführlich über jeden Besuch der Liszt, Wagner, Kirchner und Wesendonck, der Semper, Mommsen, Kinkel, Plater und Ettmüller. Eine hübsche Anekdote, die unser Grossvater selber seinen Enkeln erzählt hat, mag hier eingeflochten sein: Richard Wagner war recht anspruchsvoll und nahm Frau Eliza völlig in Beschlag, wenn er nach Meilen kam. Der kleine Ulrich war eifersüchtig auf ihn und hatte instinktive Vorbehalte gegen den feinen Mann im Samtbarett. Eines Tages spielte Wagner wieder in Mariafeld bei offenem Fenster und kam dann in den Garten herunter; im Vorbeigehen frug er den kleinen Ulrich, wie er die Musik gefunden, worauf dieser: «Hundemusik und Katzenmusik». Der Meister soll es ihm lange nicht verziehen haben.

Wir überspringen einige Jahre sich wiederholenden Alltags. 1857 kam der schöne Bösendorfer Flügel nach Mariafeld; Wagner weihte ihn ein. 1858 verliessen die Buben die Schule, um fortan von Vater und Mutter unterrichtet zu werden. Im gleichen Jahre wurden sie Kadetten. François vergrösserte seinen Besitz durch Hinzukauf von Seeland, Reben und Wiesen. 1859 entstand der für Mariafeld vertraute und lebenswerte Rebengang zwischen oberer und unterer Strasse mit dem kleinen Törlein in der Mauer der alten Landstrasse, an der Stelle des alten Spritzenhäuschens der Gemeinde, das wir noch von Bruppacher-Hofmeisters Ansicht her kennen (vergl. Abbildung Seite 28).

François Wille begnügte sich aber nicht damit, Privatgelehrter, Gutsherr, Praeceptor seiner Söhne und Armen- und Schulpfleger von Meilen zu sein. Er suchte den Weg in die schweizerische Politik, die seinen Idealen entsprach und der er glaubte, nützlich sein zu können. So liess er sich 1860 und später als Kandidat für die Nationalratswahlen portieren. Jedes Mal beendete aber vorgängiger Verzicht oder ungenügende Stimmenzahl seine Aspirationen. Es waren ihm bittere Enttäuschungen, und er fühlte einmal mehr, dass man zwar sein Bemühen, der Schweiz zu dienen, anerkannte, ihn auch als intelligenten Politiker gelten liess, ihn aber doch als einen Fremden betrachtete. Das mochte daran liegen, dass er sich nicht genügend zu assimilieren suchte und nicht die Landessprache zu erlernen bemühte. Es lag aber auch daran, dass man da und dort sein scharfes Urteil und seine schonungslose Kritik fürchtete.

Ich erinnere mich, aus der Familie meiner Mutter gehört zu haben, dass die Mehrheit der Zürcher Damen den Doktor Wille als Tischherrn und Kavalier bei Einladungen zwar ehrenvoll, interessant und lehr-

reich empfanden, dabei aber doch in einer ständigen Angst lebten, er möchte sie in Verlegenheit bringen durch Gespräch oder scharfes Urteil.

Auch aus seinen Briefen an die noch kleinen Buben in Hamburg und aus den Erinnerungen seiner Enkel an ihn spricht der Zwiespalt eines liebevollen Menschen, der verstandesmäÙig durch ein rauhes Aeusseres ein gutes Herz zu verbergen sucht, besonders gegenüber den Nächststehenden. . . Wir kannten diese Eigenschaft bei manchen seiner Nachkommen. Im Dorf war Wille hochgeachtet und respektiert; manche Bauernkinder hatten eine liebende Verehrung für den kleinen Herrn im Schlapput, aber man nannte die Mariafelder «s'Hamburger» – sie waren Fremde und dabei blieb es.

Anfangs der 60er Jahre zeigte sich bei Arnold ein wachsendes Interesse an Garten und Hofwirtschaft und der Vater förderte diese Neigung wie alles, was er an Gutem zu entdecken meinte. «Du solltest nun aber gleich nach Mariafeld schreiben, wie es mit dem Güllen der Wiese und Dungtragen in den neuen Weinberg steht» (aus München nach Hamburg 1. 3. 1861).» Und wenn der Vater 1862 die Söhne vergleicht, sagt er: «Arnold schreibt nur von Sachen, Ulrich nur von Menschen, Arnold beschreibt den Umkreis, wie derselbe ihn umgibt und beeinflusst, Ulrich steht als Centrum und schreibt wie er auf den Umkreis schaut und wirkt». Und im gleichen Brief hören wir betreff Arnolds agronomischem Streben: «Du siehst aus Arnolds Brief, dass ich, ihm nachgebend, schon einen kleinen übersehbaren Bau anfangen lasse. Ich bin wirklich nachgiebig, wenn man durch meine Einsicht auf meinen Willen zu wirken sucht und darum gebe ich dem Arnold so sehr bei unseren landwirtschaftlichen Dingen nach, weil es ihm damit so ganz voller Ernst ist und ich sehr wohl fühle, wie wenig es *mir* damit Ernst ist, wie sehr Nebensache!» Ja, er war Gutsherr und Landwirt nur aus Pflichtgefühl; seine Interessen und seine Ideale waren andere.

Im Gedanken an Arnolds Wunsch, als eigentlicher Landwirt Mariafeld zu bewirtschaften, vermehrte der Vater nun jährlich aus dem Sloman'schen Einkommen den Grundbesitz. Er kaufte 1863 Reben im «Huderst», in der «Frauenkammer», auch «Adrianen» genannt, im «Hösch» und im «Trüggeler», Wiesen in der «Schmiedeneich», in der «Bettenen», in der «Binzwaid» und in der «Zihl», Holz im «Kohlrüti» und in der «Wartshalden». Der Sohn bekam seine Ausbildung zuerst unter den Augen des Onkel Louis Wille in Frankental, dann bei den noblen Vettern Zastrow-Bissing in Schlesien und endlich an der Landwirtschaftschule Hohenheim bei Stuttgart.

Unterdessen war der Vater im Winter auf Reisen; im Sommer unterrichtete er seinen Sohn Ulrich und lebte seinen Büchern und seinen Freunden. Immer wieder strebte er, Anschluss zu finden an die schweizerischen Staatsgeschäfte, neuerdings angeregt durch seinen Freund und häufigen Gast, den Staatsschreiber und Dichter Gottfried Keller. Ich will mich wiederum auf diesen Hinweis beschränken; denn auch diese Epoche in Willes Leben ist ausführlich in Carl Helblings «Mariafeld» behandelt.

Beim Durchgehen der Briefe fällt auf, dass Frau Eliza sich in den immer reicheren Hanseaten-Häusern fremd zu fühlen begann. Sie sehnte sich nach der Behäbigkeit ihres soliden Hauses am Zürichsee. Sie ging nur der alten Eltern wegen noch nach dem Norden zu Goldener Hochzeit, 80. Geburtstagen und den Vater ehrenden Jubiläen. Den Hochzeiten und Festen der jüngeren Generation fühlte sie sich nicht mehr verbunden; auch sie war jetzt am Zürichsee zu Hause. Schon Mitte der 60er Jahre zeichnete sich eine Hochzeit im eigenen Hause ab. Arnold hatte sich als 18-jähriger verliebt in die hübsche Arzttochter aus Obermeilen,⁴⁸ Fanny Billeter. Die Eltern wünschten abwartende Zurückhaltung und auch im Doktorhaus war man gleicher Meinung. Aber trotz der Ausbildungsaufenthalte im Ausland, trotz häufiger Trennung, blieb der Mariafelder Kavalier seiner Auserkorenen treu. — Ein Kavalier war Arnold übrigens auch im engeren Sinne des Wortes: ständig trug er in Feld und Hof hohe Kanonenstiefel, die vorn weit übers Knie hinaufreichten; er war ein guter Reiter, dem die Freunde gewaltige Kraft im Schenkel am Pferd nachrühmten.

Als die Eltern die Entschlossenheit der jungen Leute erkannten, beschloss sie, Mariafeld zu einem grossen Gutsbetrieb auszubauen. Die sehr jungen Leute sollten wenigstens in gewohnter Erde und Umgebung ihre Agronomen-Laufbahn beginnen. Grosse Stallung, Scheune, Trotte, im Haupthaus eine Wirtschaftsküche und Essraum für eine Knechteschar wurden gebaut. Der Landbesitz wurde weiter vergrössert. So erreichte Mariafeld 1867 durch Zukauf des «Schönacker»-Hofes die grösste Ausdehnung, die es je gehabt hat. Mit über 120 Jucharten war es ein wahrhaft stattliches Gut geworden. Der ganze Rebenhang hinter dem Haus, Wiesen und Felder auf der Höhe und weite Waldstücke am Pfannenstiel gehörten nun zu Mariafeld. Der 20jährige Gutsherr liess sich am 18. September 1866 unter grosser Anteilnahme der Bevölkerung in der Kirche Meilen mit seiner hübschen, blonden Obermeilerin trauen.

Seine Mutter bemerkte, es sei einer der wenigen Tage gewesen, wo er nicht seine Kanonenstiefel getragen habe. François Wille führte die

kurz zuvor verwitwete Frau Billeter-Wunderli, Kantonsrat Wunderli-Zollinger Eliza in die Kirche. «Unser berühmter Mann», — Pfarrer Lang, dem die Mariafelder durch häufigen Besuchs- und Briefverkehr sehr befreundet waren — «hat nach meiner Ansicht eine miserable Rede gehalten, eine Künstelei, die mich gar nicht befriedigte.» Beim Essen kamen zahlreiche «Uehrten»: Wille erhielt eine als Mumie eingewickelte Puppe seiner Zugehörigkeit zur Antiquarischen Gesellschaft wegen, Pfarrer Lang für seine angeblichen Gartenmeriten eine Gärtnerschürze, die er gleich anzog. «Zwei Tage später feierten die Knechte und Tagelöhner mit einem Fass Wein vor dem bekränzten Stall die Dienstenhochzeit auf Mariafeld, das hat mir Freude gemacht, so vergnügt waren alle.»

Das junge Paar zog ins Kapellenhaus, die Gutswirtschaft war im Souterrain des Haupthauses und im Lehenhaus eingerichtet. 20 Knechte und 10 Mägde waren täglich zu verpflegen. Der Gutsherr war voller Tatkraft und Ideen, fast zu viele schienen es bisweilen den beobachtenden Eltern. Da wurde Tabak gepflanzt im «Eichholz», im «Schönacker» grüntem die ersten Maulbeerbäume, und im Haus selbst wurde für die Seidenraupenzucht gerüstet. Am See entstand eine Schnapsbrennerei. Riesige Fässer wurden im alten Felsenkeller aufgebaut. Der Stierenstall stand voll mit edlen Jungstieren. Im Pferdestall waren temperamentvolle Pferde, die nur der Jungherr selber kutschieren konnte und mit denen er die Milch nach Zürich führte. Voller Eifer arbeitete Arnold Wille daran, ein Mustergut aufzubauen. Voller Hingabe wirtschaftete Fanny Wille in Haus und Küche und überwachte den grossen Haushalt.

Die Eltern und Ulrich hatten sich vom Gutsbetrieb zurückgezogen. Letzterer, noch nicht 17-jährig, nur von seinem eigenen Vater und Pfarrer Lang vorbereitet, bestand im Frühjahr 1865 die Aufnahmeprüfung zur Universtität. Er schrieb sich an der juristischen Fakultät ein und trat der schlagenden Studentenverbindung «Tigurinia» bei.

Wie wir wissen, waren des Vaters öffentliche Aemter auf Armenpflege, Schulpflege, Präsidium der Mittwochgesellschaft und Gründung der gemeinnützigen Gesellschaft des Bezirkes Meilen beschränkt gewesen. Jetzt, wo er die Gutsverwaltung abgegeben und die Schulung der Söhne abgeschlossen hatte, suchte er neue Tätigkeit.

Die Freundschaft zu Gottfried Keller, mehr aber noch die Ereignisse um die Verfassungsrevision zogen Wille nach Zürich. 1868 wurde er Mitglied des Zürcher Verfassungsrates, wo er in engem Kontakt mit Jkr. Prof. Georg v. Wyss, dem Enkel des alten Bürgermeisters, stand. Wille zeichnete sich aus durch klare Postulate, insbesondere über die

Abschaffung der Todesstrafe wie über die Einführung der von Wyss und ihm ausgearbeiteten Minoritätenvertretung und Proportionalwahl für den Kantonsrat. — Nach Rückblick von nahezu 100 Jahren dürfen wir Nachkommen mit Stolz auf die fortschrittliche Gesinnung hinweisen, die aus diesen Voten des Mariafelders spricht.

Unterdessen war Frau Eliza lange Wochen am Krankenbett der Hamburger Eltern. Ulrich studierte an den Universitäten Halle und Heidelberg. Seine Mutter sagt über ihn: (15. 2. 1865) «Ulrich wird Gottlob recht tüchtig und stark und ich zweifle nicht, dass er auch sehr solide und ordentlich sein wird. — Er ist jetzt schon besonnen und fest und durchaus klar in seinem Wollen und Verneinen. Ich finde, dass er so ganz meine Augen hat und auch so vieles von meiner Natur! Ulrich ist sehr ehrenhaft und uneigennützig. Er hat viel Geist, ist sehr geneigt zum Sarkasmus, aber gewiss dabei der allergutmütigste Mensch — das klingt aber fast, als wolle ich mich selbst loben, indem ich eben zuvor sagte, er habe meine Natur — ich habe mich aber nur fehlerhaft ausgedrückt — so arg meine ich es nicht!»

Zeitgenossen und Spätere haben den Charakter dieser Frau mehrfach geschildert. Hier ist ihrer eigenen Feder ganz unversehens eine Selbstbeurteilung entglitten. Ich darf in diesem Rahmen gestehen, dass es mir reizvoll schien, die Schrift dieser Urgrossmutter einmal einem aussenstehenden Graphologen zur Beurteilung vorzulegen. Einige Stichworte aus seinem Urteil seien nachstehend wiedergegeben: «Starke Gefühle — grosse Leidenschaft, entschlossen für eine Sache oder einen Menschen — keine Halbheiten, beharrlich und intensiv. Anfängliches Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen wird im mittleren Alter durch Beirrbarkeit gestört. — Das Selbstvertrauen verliert die Unbekümmertheit; eigene und fremde Leistungen werden fortan strenger bewertet. Stark ist der Zug, sich Gleichgesinnten mitzuteilen. Jedes Abdrängen ihrer Persönlichkeit in Anonymität, jede Zurücksetzung bedrückt sie schwer, denn sie will geben und leisten, will aber auch anerkannt sein.» Wie vieles klingt aus dieser Charakteristik, das tatsächlich ebensogut dem Sohn Ulrich zgedacht sein könnte!

Zwischen diesen starken und vitalen Menschen stand vermittelnd und behütend das alte Haus mit den dicken Mauern, sein Hof und Garten, die liebliche Landschaft: «Unser Hof ist dieses Jahr wunderschön. Dir wären die Bäume wohl zu dicht und Alles zu dunkel und schatticht, aber hier am See, wo nur die Weinberge sind und Obstbäume und so viel glänzendes blendendes Licht, ist es köstlich, den dunklen Schatten zu haben. Der Capellengang ist auch sehr schön jetzt, das Grün inwendig ist ordentlich über die Wand und Decke ge-

zogen und darin ist der Boden mit roten Mauersteinen bepflastert, während früher solch ein unordentlicher Lehm Boden mit etwas Sand darüber bald hoch bald niedrig war. Die Weingänge zum See sind jetzt ganz dicht bewachsen, sodass man in dem grünen Bogengang geht und hinter dem Badehaus sitzt man unter lauter Grün in einer Laube von wildem Wein, Geisblatt und Hopfen. Die Aussicht ist dann so schön auf den See wie durch grün eingerahmte Fenster. Vorn am Balkon des Badehauses ist jetzt alles wie von einem Rosenkranz umhängt, eine einzige Schlingrose hat alles umspinnen und wir freuen uns täglich über diese Herrlichkeit.»

Der Student Ulrich schreibt aus Heidelberg an seinen Vater über die Bewohner Mariafelds: «Ohne Zweifel werdet Ihr zu Hause jetzt Eure verschiedenen kleinen Vergnügen machen. Du wirst, nachdem Du Deine Zeitungen gelesen und dann auf eigene Art zusammengefaltet, in Deine Tasche gesteckt hast, im Garten umherwandeln, bald Dich freuend, (über angewachsene Setzlinge etc. etc.), bald Dich ärgend (über Hunde, Schnecken, Raupen). Allmählich findet sich dann um Dich herum die ganze Familie ein. Mama mit einer Unzahl Verhüllungen um den Kopf und in elegant nachlässiger Kleidung; Fanny meistens liebenswürdig und dann sehr angenehm, mit Gartenhandschuhen, deren ursprüngliche Farbe schwer zu diagnostizieren; Arnold in gewichsten Wasserstiefeln, in hellen Hosen, die zwar mit Flickern, wenn auch von anderer Farbe, besonders auf der Schattenseite solid bürgerlich besetzt sind, aber für jeden Flecken trägt er im Herzen eine hochadelige Regung. Alles empfängst Du je nachdem freundlich oder mit abgewandtem Gesicht. So geht ihr im Garten umher, wobei meistens Arnold doziert mit einer Etmüller ähnlichen Bestimmtheit und Mama Kommentare gibt. Du gehst, Dich ruhig belehren lassend, nebenher, bis – Louise mit dem Jungen kommt, der dann von seinen und der jungen Hunde listigen und vortrefflichen Streichen berichtet. Du gehst mit ihm umher, freuest Dich über jede seiner Unarten und bringst ihm die Anfangsgründe der Botanik bei. Nachdem dann Arnold noch einige male versucht, Euch über einige psychologische Fragen aufzuklären, werden einige Worte der Liebe von vier Seiten (Mama, Louise, Fanny, Arnold) noch meinem Andenken geweiht (was denkst *Du* wohl? Sagen tust Du nur, was ich nicht hören möchte), und die Gesellschaft geht nach verschiedenen Seiten auseinander.»

Ja, ein erster Enkel, Franz Arnold Robert Miles war 1868 dem Grossvater François zur besonderen Freude geboren. So gerne sich Wille im Disput mit anderen mass, so sehr er beide Söhne liebte, so warme und anhängliche Briefe er an seine Frau schrieb, so war er daheim recht

eigentlich «der Alte in der Klause». Nur dem Enkel öffnete er sein Herz ungehemmt und sprach viel in Wärme und Liebe mit ihm.

Ein anderer kam noch in dieser Zeit: Nicht ein Knabe, wohl aber ein jünglingshaft scheuer Dichter aus Meilen. Jungfer Küngolt Ulrich im Chorherrengütli brachte eines Sonntags nach Mariafeld ihren Vetter Conrad Meyer aus dem Seehof in Meilen. Damit begann die für Meilen und Zürich so wichtige Freundschaft zweier sehr verschiedener Männer. Wie der scharfe und anfeuernde Dr. Wille auf Conrad Ferdinand Meyer wirkte, hat der Dichter selber eindrücklich geschildert in einem Aufsatz über die Entstehung des «Hutten».⁴⁹

Der Vetter meines Vaters, Onkel Franz erzählt aus dieser Zeit: «Conrad Ferdinand Meyer war ein intimer Freund des Hauses. Wie oft haben sich dieser und Grosspapa beim Vieruhrkaffee über ein Wort oder eine Satzkonstruktion in einem neuen Werk von Conrad Ferdinand in einen äusserst lebhaften Diskurs verwickeln können, ob man besser so oder so sagte und Aehnliches. Conrad Ferdinand las viele seiner Neuschöpfungen im Entwurf vor und sie wurden besprochen. Grossmama hörte meistens ohne sich einzumischen zu.»

«Einmal, ich mag etwa 15 Jahre gewesen sein, war Liszt da. Nach dem Mittagessen legte er sich in Grossvaters Zimmer auf dem alten ziemlich abgerissenen Sofa zu seinem Mittagsschläfchen hin. Ich sollte ihn zum Vieruhrkaffee holen. Er küsste mich auf die Stirn: «Blonder Ganymed, Du kamst mich holen» sagte er. Sein Kuss war mir schrecklich, in Anbetracht seiner grossen Hackennase mit einer Warze auf dem Nasenrücken. Nach meiner Mission lief ich an den See, fischen.»

«Abends, als Liszt wieder nach Zürich war, zürnte mir Grossvater, dass ich fischen gegangen wäre, anstatt den Meister spielen gehört zu haben. Ich würde dieses mein Leben lang bedauern – ob ich es bereue? – Die Erinnerung an diesen kleinen Tadel ist mir jedenfalls ebenso wertvoll als das Bewusstsein, den Meister spielen gehört zu haben und die Musik natürlich gleich vergessen zu haben, wenn sie überhaupt auf mich einen Eindruck gemacht hätte.» Er war einer jener echten Willes, die wohl unmusikalisch waren, aber noch viel mehr so taten, weil sie sich scheuten, musisch zu sein.

Und nun möchte ich noch beifügen was geschah, während der Ganymed fischen ging: Nach dem Mittagsschlaf hatte Jungfer Louise ausnahmsweise im grossen Saal den Kaffeetisch gedeckt, dort wo der Flügel stand. Es war Juli (1882), ein warmer Sommernachmittag und die Saalfenster standen offen gegen den Hof. Nach dem Kaffee setzte sich Liszt an den Flügel und spielte. Draussen am Brunnen rüstete die Hofbäuerin Barbara Zollinger Schäubli für die Reben und hörte

die Musik. Leise eilte sie durch Stall und Tenn, durch Scheune und Trotte, zu Wunderli und Leeman, zu Schlumpf und Knopfli und rief alle herbei, die nicht in den Reben waren. Und als der alte Meister – Liszt war damals schon über siebzig – die Hände sinken liess, da klatschten die Seebauern dem fremden Musikanten Beifall. Liszt trat ans Fenster, sah die Heugabeln und die Kopftücher über den braun-gebrannten Gesichtern und in der Freude, die ihn packte, griff er nach den Brezelschalen und Konfektkörben auf Frau Elizas Tisch und spendete aus vollen Händen seinen freundlichen Zuhörern den z’Vieri.

Wir sind dem Enkel Franz zu Liebe 15 Jahre vorausgeeilt. Und obwohl ich bald fürchte, dass meine Leser müde werden, kehre ich noch einmal zurück in die Zeit des Jungherrn Arnold und des Studenten Ulrich.

Das «Rittergut» wollte nicht recht florieren. Lag es am zu genialen Gutsherrn, lag es an der komplizierten Mischwirtschaft, war es der Beginn der Industrie in der Stadtnähe oder war es die zu grosse Nähe des temperamentvollen Vaters? Von allem ein wenig. Die Mutter und Ulrich vermittelten zwischen Vater und Sohn; anderseits verlor der Vater nie die Geduld und den Ernst, dem Sohn beizustehen, aber die Notwendigkeit einer Aenderung zeichnete sich ab. Anfangs der 70er Jahre wurde Willes das Senger’sche Schlössle Rickelshausen am Untersee angeboten. Arnold und Fanny entschlossen sich zum Kauf und der Grossvater François begleitete die Familie wehmütig-beherrscht zur Bahn nach Zürich, die ihm die geliebten Enkelbuben entführte. Die Meilener Fanny Billeter wurde eine mustergültige Hegauer Gutsfrau, Arnold ein genialer und fortschrittlicher Landwirt. Den Verwandten Zollinger, Wunderli und Wille blieben die Rickelshausen bis ins Alter eng verbunden. Auch die nachfolgenden dortigen Generationen hängen noch immer in Liebe an den Zürcher Vettern. Arnold starb 1924, sein Sohn Franz 1950.

Und nun seien zum letzten Mal die Blätter der Zeit zurückgedreht: Ulrich Wille. Im Juli 1869 bestand er mit 21 Jahren das juristische Doktorexamen in Heidelberg. Gerechtigkeit, Fürsorge- und Verantwortungssinn sprechen aus einer juristischen Studentenarbeit, in der Ulrich Wille sich für eine Reorganisation des Strafvollzugs einsetzt. Er verlangt dort, dass die Besten eines Landes den Gefängnissen und Zuchthäusern vorstehen sollen, ihnen aber auch die Verantwortung für die Dauer einer Strafe zufalle, da sie allein es in der Hand hätten, die Fehlbaren zu einem bürgerlichen Leben zurückzuerziehen. Für ihn sollen nicht die zweifelhaften Existenzen Berufsoffiziere werden, für ihn gibt es keinen, der «zu gut» ist, Lehrer zu werden. Die Besten

sollen in den Berufen stehen, wo tätige Verantwortung für Menschen zu tragen ist. Aus solchem Idealismus heraus meldete sich Wille 1869 bei der Artillerie als Instruktionsoffizier.

In jenen Jahren verbrachten die Mariafelder Eltern den Winter öfters in Italien. Den Konzilswinter 1869/70 waren sie in Rom. Alte Freunde waren dort: Kurt Schlözer, Liszt und seine Freundin, die polnische Fürstin Wittgenstein, Maler Ludwig, die Baronin Eichtal und viele andere. Die Konzilsstadt war Treffpunkt der literarischen und politischen Welt. Wille stritt mit der temperamentvollen Wittgenstein über die Unfehlbarkeit des Papstes. Oft war man an den Nachmittagen draussen in Tivoli, wo der Kardinal Hohenlohe in der Villa d'Este empfing und Liszt musizierte. Dort trafen Willes auch die Gräfin Amalie v. Bismarck aus Konstanz mit ihrer 19-jährigen Tochter. Diese Damen waren schon mit Liszt bekannt und einmal hätte die Tochter dem Meister vorspielen sollen. Dabei hatte sie sich nach zwei Takten schwungvoll auf ihrem Drehstuhl zurückgewirbelt und gesagt: «Maître, vous savez jouer beaucoup mieux que moi – s'il vous plaît, continuez». Liszt stand bezaubert auf, küsste die junge Comtesse und spielte weiter.

Auch François Wille war sofort bezaubert von der temperamentvollen, blauäugigen Clara mit dem reichen, schwarzblauen Haar. Und als Frau Eliza und die Gräfin Mutter sich auch gut verstanden, war es nur zu selbstverständlich, dass man beschloss, die Rückreise nach Konstanz sollte über Mariafeld führen. So lernte Ulrich Wille im Sommer 1870 Clara kennen in einem Zeitpunkt, wo der Name Bismarck in aller Leute Munde war. Der deutsche Kanzler dieses Namens war Claras Vetter III. Grades.

Im Mai 1872 heirateten Ulrich und Clara in Konstanz, und die Eltern Wille waren beglückt über ihre zweite Schwiegertochter. Freudig bekannte sie sich zur neuen Heimat, die sie zuerst in Thun, später in Zürich, dann in Bern und endlich von 1896 an in Mariafeld lieben lernte. Sie hat zwar das Schweizerdeutsch nie recht beherrscht, dafür sprach sie auf dem Hof und im Dorf reizvolles Badensisch.

Die Urgrosseltern François und Eliza erreichten beide ein hohes Alter und Kinder und Enkel kamen zu regelmässigen Besuchen nach Mariafeld. Mein Vater hat über diese Zeit für uns folgendes aufgezeichnet:⁵⁰ «Während meine Eltern an der Löwenstrasse in Zürich wohnten und wir «grosse Buben» wurden, war für uns Mariafeld der Ferienort. Die Grosseltern Wille, nahe ihrem 80. Lebensjahr, waren nie ernstlich krank gewesen. Grossmama Eliza spazierte nur bei schönem warmem Wetter noch im Garten und verliess die obere

Etage selten, wo sie abwechselnd in der Nussbaumstube oder in der vorderen Eckstube oder in dem windgeschützten Zimmer neben dem Saal schlief oder schrieb. Ihr kleines Stehpult wechselte wie sie die Stuben und den Fensterplatz. Abends ass der Hausherr wenig. Grossmama ging meist früh zu Bett, dagegen Grosspapa erst um Mitternacht. Er blieb vor dem mittags aufgesparten halben Fläschli Rotwein, eigenen Mariafelder trank er selten, sitzen, las Philosophie und rauchte einen Ormond-Stumpfen. Louise harrete bei ihm aus bis 10 Uhr, sagte dann «Gut Nacht, Herr Doktor, der Leuchter steht vor der Tür.» Wir Buben wurden früh zu Bett entlassen, d.h. wir gingen zu Kresenz, der Köchin, sassen in der Küche oder nebenan im Stübli und wärmten uns auf der Chouscht. In der Küche war ein grosser Kupferkessel im Gebrauch, in den das Brunnenwasser vom Hof geleitet war. Wenn es spärlich oder gar nicht floss, dann trug der Knecht in einer Tause Wasser in den Kupferkessel.»

«Knecht war damals schon seit Jahren Jakob Zollinger. Neben der Landwirtschaft war er Grosspapas Nachtkutscher, d. h. wenn Konzert, Gesellschaft, Kegeln oder L'hombre-Spiel erst nach dem Abenddampfer endeten, fuhr man im Wagen heim. L'hombre-Abende mit Fick und Schoeller im Orsini und in der Kronenhalle dauerten meist bis Mitternacht. Dies und Jakobs lange Wartezeit im Sternen, der am Bellevueplatz noch heute existiert, liessen Herr und Kutscher einmal ihren Heimweg nicht mehr finden. Doch Jakob war ein treuer Knecht und liebevoller Vater der Töchter Anni und Hedi Zollinger, die beide in Mariafeld zur Welt kamen. Ihre Mutter Barbara und Anna halfen fleissig in der Landwirtschaft, vor allem in den Reben. Auch wir Buben halfen gerne im Heuet, tranken Most wie Wasser, halfen gern im Wümmet, warfen Wintertrohler nach den Mädchen, festeten am Krähhahnabend mit bis Mitternacht bei Pfänderspiel und vielem Essen, unten in der alten Küche.»

«Damals existierte noch der mächtige Eichbaum in der Trotte hinter dem Lehenhaus. Die grosse Trottenscheuer war bei Regenwetter unser Tummelplatz. Man rannte an der Trülle im Galopp im Kreis herum und wenn der Eichbaum oben war, dann lief die Trülle mit uns rasch und rascher ganz allein den andern Weg zurück. Im Sommer schlepten wir trotz der Warnung «Was wird der Herr Doktor sagen!» alle Trottenbohlen an den See, und bauten ein Floss und fuhren in die Dampfschiffwellen, auch als Arnold und ich noch nicht schwimmen konnten. Als Vetter Hans aus Rickelshausen einmal mit uns in Mariafeld war, wollte er mich schwimmen lehren. Dazu fuhren er und ich in Bäcker Schättis Schiff in den See hinaus und dort be-



Oberstkörpskommandant
Ulrich Wille-Rieter
1877—1959



Mariafeld von den Reben
in der Frauenchamer aus

hauptete er: «Tiefes Wasser trägt Dich.» Er sprang voraus und befahl mir: «Spring!» Ich hupfte gläubig-ängstlich über Bord. Zum Glück war Hans so nah, dass ich ihn fassen konnte. Ich hielt ihn an Armen und Beinen so fest umklammert, dass wir beinahe beide ertrunken wären. —Wir Buben bewunderten den 10 Jahre älteren Vetter Hans sehr; denn er war stärker als Wunderli, des Nachbars Schmied-Geselle.»

«Als mein Vater 1891 nach Bern übersiedelte, blieb mein ältester Bruder Fritz in Zürich, wohnte bei den Grosseltern in Mariafeld und machte die Matura 1893. Fritzens Aufenthalt in Mariafeld war für die Grosseltern eine grosse Freude; sie liebten ihn besonders, weil viel von seinem Wesen sie an meinen Vater erinnerte. Die Weihnachtsfeier 1892 war die letzte bei den Grosseltern, da Grossmama Eliza am 22. Dezember 1893 starb. An dem letzten Weihnachtsfest begleitete sie am Flügel unser Weihnachtslied; dann baten Franz aus Rickelshausen und mein Bruder Fritz sie, wie früher «Lützows wilde verwegene Jagd» und «Wilhelmus von Nassau» zu spielen. Ich glaube mich zu erinnern, dass sie auch bei diesem letzten Mal die Verse leise mitsang mit der tiefen Stimme ihres Alters, und dass Grosspapa vor dem Baumanzünden aus Fritz Reuter vorgelesen hat.»

«Vor Neujahr reisten wir mit dem Dampfer wieder nach Zürich und von da nach Bern. Grossmama erlebte die Eröffnung der rechtsufrigen Nordost-Bahn nicht mehr. Und Grosspapa, der für den Bau und die Station energisch sich verwendet hatte, konnte sie nur noch wenig benützen. Die Freude, die Station auf ihrem Boden zu haben, verleitete übrigens die Feldner, an der nächsten Fasnacht mit bekränzter, pfeifender Lokomotive vor dem «Raben» zu erscheinen. Herrlibergs Spione wussten aber davon, füllten ihre Spritzenpumpen mit Gülle und trieben den Feind hinter den Rossbach zurück.»

«Das Jahr 1896 begann unter dem Schatten von Grosspapas Kranksein. Papa ging nach Mariafeld und rief auch Onkel Arnold aus Rickelshausen herbei. Sie spielten L'hombre mit ihrem Vater, dessen Schwäche zunahm. Am 7. Januar, während des Spiels, legte Grosspapa die Karten auf den Tisch, lehnte sich im Lehnstuhl zurück und in Gegenwart der Söhne endete Grosspapas bewegtes, langes Leben. Seine Asche wurde beim Krematorium Zürich beigesetzt. Grossmama dagegen war im alten Friedhof bei der Kirche Meilen begraben worden. Und Jungfer Louise, die 40 Jahre in Mariafeld für die Grosseltern treu gesorgt hatte, starb wenige Monate nach dem Grossvater bei uns in Bern.»

Noch während die Söhne François Erbe teilten, nahm Ulrich Wille nach harten Meinungsverschiedenheiten mit dem Bundesrat seinen

Abschied als Waffenchef der Kavallerie und trat in den Ruhestand. Sein Wunsch war, Bern so schnell wie möglich zu verlassen und in Mariafeld abwartend Distanz zu gewinnen vom Geschehen des Winters 1895/96.

Auch das neue Gutsherrenpaar begann seine Zeit mit einigen baulichen Veränderungen. Im Haupthaus wurde unten eine Wohnhalle eingerichtet mit einer Doppeltreppe auf den Garten hinaus. Die obere Küche wurde entfernt und die ganze Wirtschaft ins Souterrain gelegt, dahin, wo Frau Fannys Gutsküchenräume gewesen waren. Am Kapellenhaus wurde die auffällige zweite Etage abgehoben und die untere Wohnung für die Grossmutter Bismarck hergerichtet. Im übrigen war Wohnraum erforderlich für die fünf nahezu erwachsenen Kinder: Fritz, Ulrich, Arnold, Isi und Renée. – Alle Häuser wurden frisch verputzt, und bei dieser Gelegenheit erhielten die noch aus der Escherzeit graublauen Fensterladen den roten, beziehungsweise rotschwarzgeflamnten Anstrich; Frau Clara hatte sich diese Reminiszenz an ihre glückliche Bernerzeit ausgebeten.⁵¹

Die nach Arnolds Wegzug wiederum auf das ursprüngliche Ausmass verkleinerte Landwirtschaft übergab Ulrich Wille dem bewährten Ehepaar Zollinger in Pacht. Noch war es die Zeit, wo selbst in Mariafeld der eigene Wein nicht mehr das galt, was er zur Wyssen-Zeit gegolten hatte. Man war allgemein in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts durch deutsche und französische Weine verwöhnt worden und der «saure Zürichseewein» stand nicht hoch im Kurs. So war es eine beschaulich-stille Wirtschaft auf dem Hofe. Dafür brachte der retirierte Kavallerieoffizier temperamentvolle Reitpferde für sich und seine Familie mit. Manche ergraute Meilener werden sich noch an die ausreitende Familie erinnern. Frau Clara allerdings ritt seit dem Wegzug von Bern nicht mehr. Sie war in ihrer Jugend eine elegante und sichere Reiterin gewesen, aber das hügelige Gelände am See lag ihr weniger als die schönen Wege im Bremgartenwald.

Im Kapellenhaus wohnte seit 1896 die Urgrossmutter Bismarck, Clara Willes Mutter. Auch sie lebte sich in Mariafeld und im Dorf gut ein, wo ihre würdige Erscheinung bald gut bekannt war. Sie spazierte oft zu dem Rebenbänklein im Oberfach an der Nadlen und von dort zu Frau Zolliker im «Feldhof». Im Alter von 94 Jahren starb sie 1918 und liegt auf dem Friedhof in Meilen.

In jenen stillen Jahren des Beiseitestehens wurde Ulrich Wille in die Ortsfeuerwehr eingereiht und war wie sein Vater Mitglied der Schulpflege geworden. Er war bekannt für seine Pünktlichkeit und Klarheit an den Sitzungen, aber man spürte, dass er zu Höherem be-

rufen sei. Er las viel in dieser Zeit, ordnete manches im Nachlass der Eltern und schrieb an seiner «Skizze einer schweizerischen Wehrverfassung», die die Grundlage der Militärorganisation von 1907 wurde. Sein Arbeitsplatz war das Stehpult seiner verstorbenen Mutter. Dort lag ein vergilbter Zettel mit ihrem Lebensspruch: «Dem Tapferen sind glückliche und unglückliche Geschicke wie seine rechte und linke Hand. Er bedient sich beider.» (Ausspruch der heil. Katharina von Siena). Treue Freunde, seine Frau, die Kinder und die Gewissheit neuer Aufgaben gaben dem Mariafelder die Kraft zu warten, 1900 folgte seine Berufung zum Kommandanten der Zürcher Division, dann eines Armeekorps und schliesslich am 3. August 1914 der Oberbefehl über die Armee. Was Willes militärische Verdienste waren, was er Bleibendes für die Schweiz geschaffen hat, wissen alle, die ihn gekannt haben, und auch jene, die sich später mit seinem Lebenswerk beschäftigt haben. Noch sind vielerorts falsche Urteile über ihn vorhanden. Er hat schon zu seinen Lebzeiten oft schwer darunter gelitten, verkannt zu sein. Und doch hat er nie die Schwäche gehabt, von seinem Weg abzuweichen, um der Popularität und guten Kritik willen.

Seinen Kindern und Enkeln war er leuchtendes Vorbild voller Wärme und Güte, hoher Geistesbildung und echten Humors. Willes Schwiegertochter Lien Wille-Vogel, die Witwe des Sohnes Fritz, schreibt unter anderem.⁵² «In den Mussestunden arbeitete mein Schwiegervater gern im Garten und pflegte unter anderem mit grosser Liebe eine Efeuhecke, die das Gut gegen die Strasse abschloss. Die Hecke nannte er scherzweise «sein Lebenswerk» und behauptete oft, wenn die Hecke dicht gewachsen sei, so könne er ruhig sterben. Mein Hund hatte die üble Gewohnheit, an der Hecke hochzuspringen und die Passanten anzubellen. Wenn er dabei den Efeu herunterriss, sah mich mein Schwiegervater wehmutsvoll an und sagte: «Der Phoenix findet anscheinend, dass ich noch nicht sterben soll.»

«Während einer Reise durch Holländisch Indien 1921 bekam ich erst einen Begriff davon, wie sehr mein Schwiegervater in der ganzen Welt bekannt und geachtet war. Der Kommandant der Garnison in Magelang auf Java fragte mich, ob ich mit General Wille verwandt sei. Auf der sehr entlegenen Insel Timor erzählte mir ein holländischer Offizier, dass er die Werke des Militärschriftstellers Wille gelesen habe, und freute sich, als ich ihm sagte, es sei mein Schwiegervater».

«Im Frühling 1922 brach ich meine Indienfahrt ab, um zur goldenen Hochzeit meiner Schwiegereltern zurück zu sein. Das Fest wurde zur schönsten häuslichen Feier, deren ich mich entsinnen kann. Kinder,

zahlreiche Enkel und sonstige Verwandte fanden sich im alten Mariafeld am Zürichsee ein. Mein Schwiegervater freute sich über die unzähligen Beweise von Freundschaft und treuer Anhänglichkeit, die ihn von überall her erreichten. Und da er den Wunsch geäußert hatte, dass diese Feier nicht bekannt werden sollte, war er freudig überrascht, als die Meilener Musik vormittags ein Ständchen brachte.»

«Weihnachten 1924 war ich zum letzten Male sein Gast. Er lebte still und resigniert dahin, einesteils erfüllt von den Erinnerungen eines bewegten, erfolgreichen Lebens, andererseits bedrückt durch die Nachkriegsverhältnisse. Er war müde und sehnte sich nach dem Ende. — Als er mich bei der Abreise an den kleinen Bahnhof von Feldmeilen begleitet, sagte mir eine Ahnung, dass ich ihn nicht wiedersehen werde. Dieses Vorgefühl wurde zur Wahrheit. Am 31. Januar 1925 entschlief er sanft nach nur wenig Tagen des Krankseins. Seine Umgebung hatte den Eindruck, als ob er, losgelöst vom Erdendasein, im Geist schon im Jenseits weilte.»

«Ein grosser und vornehmer Mensch, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, eine markante Gestalt in der Geschichte der Schweiz war mit General Wille dahingegangen. Er verdient es, dass man in allen Schichten der Bevölkerung sein Andenken hochhält, denn alle, die ihn wirklich kannten, mussten ihn lieben und verehren.»

Einer seiner besten Freunde, Pfarrer Pfeiffer von Herrliberg, der wettergebräunte Berggänger, hielt ihm die Grabrede. Er kannte den Grossvater wirklich als Menschen.

Die Gemeinde Meilen ehrte den General 1917 durch Verleihung des Ehrenbürgerrechtes, 1941 durch das Geschenk des schönen Begräbnisplatzes auf dem Friedhof, wohin die Aschenurne überführt wurde.

Wenn ich über den Grossvater weniger geschrieben habe, als über manchen seiner Vorgänger in Mariafeld, dann deshalb, weil es eine Halbheit bleiben musste, und er war ein so entschiedener Gegner alles Halben. Die mir gestellte Aufgabe war, den Rahmen und die Geschichte des Hauses zu schildern, aus dem er vor 50 Jahren an die Spitze der Armee berufen wurde.

In kurzen Zügen will ich, zum Ende kommend, noch der Nachfolger des Generals gedenken und nach ihm gekommener Veränderungen des Hauses.

Da der Aelteste 1912 kinderlos durch einen Sturz vom Pferde verunglückt war — auch er liegt auf dem Meilener Friedhof begraben — übernahm mein Vater nach des Grossvaters Tod das liebe alte Mariafeld. Der jüngere Bruder Arnold und die Schwestern Isi v. Erlach und Renée Schwarzenbach überliessen meinem Vater auch den grössten

Teil der dem Hause verbundenen Fahrhabe an Möbeln, Bildern und Büchern. So war mein Vater in der Lage, das Haus weitgehend so zu erhalten, wie Grossvater und Urgrossvater es gehabt hatten. Von meines Vaters Geschwistern lebt als letzter noch der jetzige Senior der Familie, Oberstleutnant Arnold Wille. Er feierte am 30. September 1963 seinen 85. Geburtstag in seinem Haus «zum Ländler» in Uerikon. Ihm sind diese Aufzeichnungen in herzlicher Verehrung und Verbundenheit gewidmet.

Die Grossmutter Clara zog über den See auf die «Bocken» zu Schwarzenbachs. Sie starb 1946 im hohen Alter von 95 Jahren. Noch oft kam sie nach Mariafeld, nahm regen Anteil und freute sich, wenn das alte Haus voller Leben war. Sie hat dort mit 86 Jahren noch in zierlichen Schritten Wiener Walzer getanzt an der Hochzeit einer Enkelin. Auch sie war eine bedeutende Frau mit verstehendem Herzen für das wirkliche Leben. Bis ins hohe Alter verfolgte sie das Geschehen der Welt, entschlossen in Begeisterung und Ablehnung. Ueber 700 Briefe hat der Grossvater während der vier Kriegsjahre an seine Frau geschrieben; sie sind das schönste Vermächtnis, das die Grosseltern uns Enkeln hinterlassen haben.

Als mein Vater 1926 Mariafeld übernahm, benützte er es während der ersten Jahre als Sommerhaus. Immer mehr zog es aber ihn und uns Kinder hinaus, und die Aufenthalte wurden immer länger. Für meinen Vater war aber vorerst noch Zürich und später Bern als Hauptsitz erforderlich.

1923 war der ehrwürdige alte Weinpächter Jakob Zollinger gestorben. Mein Vater übergab den Hof dem Obermeilener Otto Huber von der Grueb; er erzählt selber darüber: «Mariafeld erhielt einen vorzüglichen Pächter, die Reben und der Wein einen liebevollen Pfleger, und ich einen aufrechten Hofgenossen. Zwischen der Familie Huber und meiner Familie hat in den jetzt 30 Jahren unserer Hofgemeinschaft stets volles Einvernehmen und Freundschaft geherrscht. Nie hat es Aerger oder Zank gegeben. Vater und Sohn Huber und ihre Familie arbeiten fleissig und frohmütig zusammen. So ist es auch geblieben, seit der Vater dem Sohn die Pacht abgab und er nun für den Sohn weiterarbeitet von früh bis spät.»

Frau Barbara Zollinger starb nach dem letzten Krieg, ihre Tochter Anna erst vor wenigen Jahren. Oft haben sie mir aus Mariafelds Vergangenheit erzählt. Dankbare Kindheitserinnerungen sind mit ihnen und mit ihren vielen Katzen verbunden.

Mein Vater baute zuerst die Schnapsbrennerei am See zu einem Wohnhaus, dem jetzigen «Seehaus» um. Dann kam die Seestrassen-

verbreiterung, der das davorstehende Haus weichen musste, wo Schreiner Meier und später Schlosser Stoll gewohnt hatten. 1930 erwarb der Vater den «Christoffel», der nach dem Steigerschen Wirtshaus viele Jahre das Kinderheim «Sonnenschein» beherbergt hatte. Schliesslich richtete er Mariafeld zu einer Ganzjahreswohnung moderner Ansprüche ein. Die Umlegung des Treppenhauses ergab bessere Raumverhältnisse. Bestandteile alter Zürcher Patrizierhäuser fügten sich harmonisch ins Haus: Eine hölzerne Barockdecke in der Bibliothek und die grosse Türe der unteren Halle.⁵³

Meine Eltern taten alles, das Haus der grossen Familie und Verwandtschaft gastlich offen zu halten. Ueber sie zu berichten, scheint mir müssig, ist doch die Erinnerung an sie noch lebendig. Meine Mutter, Frau Jnez Wille-Rieter war als Nachkommin der Escher Hirzel und Kilchsperger besonders glücklich in dem alten Haus am Zürichsee. Mit ihr schliesst sich der Ring aus früheren und späteren Besitzern zu einem harmonischen Ganzen zusammen.

Zwei besonders Getreue aus der Zeit meiner Eltern gehören so ganz zu Mariafeld, dass diese Skizze unvollständig wäre, würde ich nicht auch ihrer dankbar gedenken: Die alte Mina Biller, die 95-jährig in Meilen noch lebt und durch drei Generationen das Szepter in Küche und Hühnerhof geführt, und der getreue Pferde-, Blumen- und Gartenwärter Louis Gass, der noch heute die Blätter der Platane sammelt und die stille Einfahrt pflegt. Wieviel haben diese Getreuen geholfen, Mariafeld zu erhalten! Uns und unseren Kindern ist die schöne Pflicht auferlegt, in Liebe und Arbeit zu bewahren und weiter zu bauen, woran schon so viele vor uns gebaut. Die alten Mauern haben viel frohes, aber auch viel ernstes Leben geborgen. Möge ein gütiges Geschick und auch eine verständige Obrigkeit uns helfen, diesen friedlichen Fleck Erde der Nachwelt zu erhalten, der Neuzeit sich eingliedernd ohne zu zerbrechen.

ANMERKUNGEN

- ¹ Escher, Hans Erhard, Beschreibung des Zürichsees, Zürich 1692, bei Joh. Rud. Simmler, S. 197
- ² Diese Skizze geht zurück auf Forschungen in meiner Judendzeit; damals auf erste Anregungen von alt Sekundarlehrer Stelzer begonnen und nun bezüglich der historischen Quellen von Frl. stud. phil. Gertrud Ganz in Winterthur überprüft, wofür an dieser Stelle herzlich gedankt sei. Den Herren Prof. Dr. Largiadèr und Prof. Dr. Helbling gebührt Dank für die gütige Durchsicht des Manuskripts. Besondere Hilfe verdanke ich endlich Fräulein Silvia Escher bei der Fertigstellung des Textes. Der Abschnitt über die Frühzeit (bis zum Uebergang des Gutes an Marx Escher) wurde teilweise von Ernst Pfenninger in Obermeilen neu gefasst.
- ³ Dr. Emil Stauber («Burgen-Stauber») hat in jahrelangen Forschungen diese Theorie erarbeitet und dem Verfasser noch 1945 an Ort und Stelle mitgeteilt. Ihr ist aber heute gegenüberzustellen: Dr. Emil Stauber und Dr. Paul Pfenninger: Die Burgen und adeligen Geschlechter der Bezirke Zürich, Affoltern und Horgen. (Basel 1955), Einleitung, S. XII ff.:«Ueberaus fragwürdig ist auch die von Dr. Stauber immer wieder gebrachte Hypothese vom «Verkehrsdienst» und einem Stand der «Verkehrsministerialen».
- ⁴ Statutenbücher der Propstei St. Felix und Regula (Grossmünster) Zürich, herausgegeben von Dietr. W. H. Schwarz, Zürich 1955, Seite 180, Zeile 18; ein Vergeich mit der Originalurkunde und dem Erblehensbrief vom 24. Juli 1359 (siehe unten) ergibt nach Ansicht von Herrn Prof. Dr. Schwarz die Lesart «Ramenschül», obwohl vermutlich durch einen Abschreibefehler des Mittelalters sich im Statutenbuch die Form Ramensthül eingeschlichen hat. Der vollständige Text heisst dort: «Item Johannes de Wellenberg 5 mod. tritici de vinea Ramensthül in Meilan», Staatsarchiv Zürich, Dc Zü 660 d, 167 r 5/6. — Verdankenswerte Mitteilung des Herrn Prof. Dr. Schwarz, Dir. am Schweiz. Landesmuseum Zürich.
- ⁵ Verdankenswürdige gütige Mitteilung des Seniors der schweiz. Ortsnamenforscher, Herrn Prof. Dr. H. U. Hubschmied, Küsnacht: «-schül» kann nicht mit Schüür oder Scheune in Zusammenhang gebracht werden. In der Zürcher Mundart verliert sich das w nach einem Konsonanten (gün- nen = gewinnen, chüttene = quitte), so scheint aus «.s'wil» in der gesprochenen Sprache (und nur diese ist massgebend bei Kleinsiedlungen) «.schül» geworden zu sein. Für diese Annahme spricht auch die Tatsache, dass Escher «auf *dem* Romenscheur» sagt; während Scheune immer weiblich ist, findet man lt. Mitteilung von Herrn Bruno Bösch im Alt-Zürcherischen -wil oft mit dem, auch uns für «Weiler» geläufigen, männlichen Artikel (z.B. *im* Oberwil). — Was nun das Wort Romen-, bezw. Ramen- anbelangt, so ist zu erinnern an die Lautverwandtheit des a und o im Alt-Zürcherischen (Salama = Salomon) und zwar ist die Verschiebung aus ursprünglichem o in späteres a und zurück zum später als feiner empfundenen o festzustellen, (trog wird trag und wieder trog, gno - gna - gno). Prof. Hubschmied vermutet daher in unserem Escherschen Romen-, bezw. mittelalterlichen Ramen-, eine Urform «Romann» (auch Ronmann 1252), oder eventuell einen Namensstamm «Ron-» (älter «run-»), Kurzform «Rono» im 11. Jh. woher die Familiennamen Ruhn, Runike, Rohn (zürcherisch Rahn), Run-heri 9. Jh., Rohner, Ronner.

Unser Romanswil ist das südöstlichste einer ganzen Gruppe von -wil-Orten am mittleren rechten Seeufer. (Vergl. Hans Kläui, Siedlungsgeschichte und Ortsnamenbild am rechten Zürichseeufer, Zürcher Chronik, NF, Nr. 3, 1960).

Die neuere Namenforschung nimmt an, dass es sich bei den -wil Ortsnamen in wesentlichen um eine deutsche Namenbildung mit dem althochdeutschen Lehnwort «wīlari», entstanden aus dem frühmittellateinischen Wort «villare» handelt, die zur Merowingerzeit in Norditalien oder Nordgallien ihren Anfang nahm und sich im 7. und 8. Jahrhundert nach Osten und Südosten ausbreitete, wo sie zur Bezeichnung eines grossen Teils der im ersten Landesausbau neu entstandenen Siedlungen verwendet wurde. (Oskar Bandle, Thurgauische Ortsnamen in: Sprachleben der Schweiz, Bern 1963).

- ⁶ J. H. Erni, Memorabilia Tigurina, Zürich 1820, Seite 244/45.
- ⁷ Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, Bd. I, S. 100, Nr. 211.
- ⁸ Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, Bd. I, S. 8/9, Nr. 37 und Bd. XIII, S. 4.
- ⁹ Staatsarchiv Zürich, G. I 105, S. 208 ff
- ¹⁰ Die Steuerbücher von Stadt und Landschaft Zürich, Bd. V, S. 300
- ^{11a} Staatsarchiv Zürich, G. I 30 (Stiftsprotokolle von Verwalter Fries und Nachfolgern) S. 850.
- ^{11b} Staatsarchiv Zürich. G I 37 (Stiftsprotokoll) S. 318 ff.
- ¹² Von diesem prachtvollen Urbar bestehen zwei Exemplare:
 - a) Gemeindearchiv Meilen, IV A 2
 - b) Archiv der Mittwochgesellschaft Meilen. (Das Exemplar, das der Wachtgemeinde Obermeilen gehörte.)
- ^{12a} Chorherr Joh. v. Wellenberg, 1306 Exkpektant, 1335 Chorherr, starb 1350 als Subdiacon, DWH Schwarz, a.a.O. S. 75, Anm. 5
- ^{12b} Staatsarchiv Zürich, C II 1, Nr. 326
- ¹³ Herrschaftsurbar des Amtes Küsnacht, 1542, Staatsarchiv Zürich F II a 243, und Urbar des Jahres 1602, F II a 246, S. 333.
- ¹⁴ Urkunde der antiquarischen Gesellschaft, Staatsarchiv Zürich W 1435/1436.
- ¹⁵ Stammbaum der Escher vom Luchs, freundlicherweise aus dem Familienbesitz zur Verfügung gestellt durch Frau Silvia Rudolph-Tuchschnid, Albis.
- ¹⁶ E. Stauber, Burg Dübelstein, Zürich. Taschenbuch 1939; bei den Angaben der Daten des Marx Escher, ist Dr. Stauber eine geringfügige Verwechslung unterlaufen.
- ¹⁷ Vergleiche zu diesem Abschnitt Jakob Stelzer, Geschichte von Meilen, Seite 125/26.
- ¹⁸ Lebensbeschreibung Jkr. Marx Eschern etc. etc. Zentralbibliothek Zürich. Ms L 520, S. 9 ff.
- ¹⁹ Urkunde der antiq. Gesellschaft 1437.
- ²⁰ Stiftsarchiv Einsiedeln K.A. 12 und 13
- ^{21a} Stiftsarchiv Einsiedeln. A.H. B 3, Fol. 71 r.v. Diarium Einsidlense.
- ^{21b} Die frühe Amtsabgabe ist auffällig, sie könnte evtl. mit einer Verärgerung nach dem Abtbesuch von 1693 in Zusammenhang stehen oder mit der Machteinbusse der Escher vom Luchs, und der Einflusszunahme der Escher vom Glas. — Der neue Amtmann Joh. Casp. Hess (1671—1729) war bei Amtsantritt erst 23 Jahre alt, war aber durch seine Mutter ein Enkel des mächtigen Bürgermeisters Heinrich Escher v. Gl. (1626—1710).

Hess erbaute in Zürich das schöne Haus «zum Lindengarten» am Hirschengraben. Im Amt war sein Sohn Heinrich sein Nachfolger, durch dessen Tochtermann dann die Escher vom Glas die letzten Einsiedler Amtmänner bis 1817/18 stellten.

- ^{21c} 1700 starb Frau Anna Barbara Escher, d. Amtmanns II. Frau vgl. Seite 19; sein Sohn Gerold starb 1708, der Sohn Hans Conrad (ledig) starb 1710; die Witwe Gerolds, deren Mutter Anna v. Schönau geb. Escher eine Schwester d. II. Frau d. Amtmanns gewesen war, heiratet 1710 selber wieder in die Familie Schönau zurück (Johann v. Schönau, den letzten dieses alten Geschlechts). Sie begleitet aber den einsamen Amtmann weiterhin 1710 und 1711 nach Meilen zu Kräuterbädern und Wümmet.
- ²² Vgl. Hs. Jak. Leu: *Helv. Lexicon*, Zürich 1799, VI. Th. S. 434/35. Erbe ist lt. Testament *Jkr. Hs. Heinrich Escher* «an der Thorgass» (1662—1716); er ist ein Sohn von Amtmann Eschers Vetter, Hs. Georg Escher (1620—1686) vm. m. Elisabeth Hess, und Enkel von Constaffelher Jkr. Hs. Georg Escher (1573—1721) u. d. Cleophea v. Salis, s. Seite 14. — Hs. Heinrich stirbt aber vor Antritt des Erbes. Hs. Heinrich war verheiratet mit Küngolt Holzhalb (starb 1751), war Landvogt zu Wädenswil, später Obervogt zu Meilen. Sein älterer Bruder war Besitzer des «Sonnenhofs», (im Volk «Junkerhaus») in Dollikon-Obermeilen. *Söhne* d. Ehe Escher-Holzhalb wurden die Erben d. Meilerfelds: *Hans Georg* (1692—1751) vm. 1726 m. Esther Escher v. Gl., a. d. «Schönenhof»/Rämistrasse, Obervogt zu Laufen und *Diethelm* (1696—1755) vm. 1735 m. Elisab. Escher v. Gl., a. d. «weissen Wind»/Oberdorfsgasse, 1742 Constaffelherr, Obervogt in Erlenbach, 1743 Seevogt, 1747 Gesandter übers Gebirg, 1748 Landvogt im Freiamt. Er erbaute den Saal- und Trottenbau im Meilerfeld. (*Töchter* Escher-Holzhalb: Frau Obervogt Römer i. Altikon † 1782; Frau Ratsherr (später Bürgermeister) Landolt i. «Felsenhof»/Pelikanstrasse † 1738; Frau Werbungsrat Werdmüller † 1754; Jgfr. Anna Elisabeth † 1761).
- ²³ J.C. Bluntschli, *Staats- und Rechtsgeschichte der Stadt und Landschaft Zürich*, II. Teil, Zch. 1839, S. 298.
- ²⁴ Familienarchv v. Wyss, Zentralbibliothek Zürich: «Inventarium oder Theilrodel, der Verlassenschaft des hochgeachteten, wohledlen Herren, gestrengen, frommen, fürnehmen, fürsichtigen und weisen Junker Hans Heinrich Escher des Ratths, und gewesner Landvogt, der herschaft Wädenswil, so in Got Sellig verscheiden d. 12. April 1716. — Von Seinen hinderlassnen Erben verhandelt d. 4. Juni 1720».
- ²⁵ W. Lübke, über alte Oefen in der Schweiz, namentlich im Kanton Zürich, *Mitteilungen der antiq. Gesellschaft in Zürich*, Band 15, Heft 4, Zürich 1865, Seite 201: «Heben wir aus der noch ziemlich grossen Anzahl erhaltener Werke dieser Gattung einige besonders schöne und bezeichnende heraus: Ein zierlicher Ofen vom Jahr 1729, mit der Bezeichnung «Johannes Reiner, Mahler» steht in einem ehemals Escher'schen Landhause zu Mariafeld bei Meilen, jetzt dem Herrn Dr. Wille gehörig. Er enthält artige Landschaften und hübsch gezeichnete Ornamente. Alles blau auf weissem Grunde». Ein sehr verwandter Ofen aus dem Haus Münsterhof 13, signiert und datiert Reiner 1731, steht seit 1919 in Schloss Hahnberg bei St. Gallen. Einzelne Kacheln sind Wiederholungen der Sujets in Mariafeld. — Weitere Reiner-Oefen: aus dem Haus «zum Ellstecken» (Trittligasse 20), datiert 1743 im Schloss Hegi bei Winterthur; Ofen aus dem Haus «zur Sonnenuhr» datiert 1726, Foto Landesmuseum 738.

- ²⁶ Dieses Treppengitter wurde 1839 an seinen heutigen Platz, die Nordwestseite des Hauses versetzt. Dabei wurde das ursprünglich aus drei Feldern bestehende Gitter der Plattform auf 2 Felder reduziert, das dritte Feld als Abschluss der unteren Plattform beim Zugang zur Birnenlaube verwendet.
- ²⁷ Ursprünglich war die Firstdifferenz von der Seeseite aus klar sichtbar, indem Eschers Baumeister auf den Mittelfirst des Altbaus eine dreifenstrige Giebelfront des Neubaus gesetzt hatte (S. 28 Abbildung), einen türmchenartigen Schlosseffekt erzielend wie andere Lusthäuser am Zürichsee zeigten: «Traubenberg»/Zollikon, «Wangensbach»/Küsnacht, «Langenbaum»/Uetikon. — Dieser Aufbau hatte eine merkliche Senkung des Altfirsts und des darunterliegenden Innenbaus zur Folge; zu Anfang des 19. Jhr. wurde noch unter den Wyssen, die heutige Schleppdachverbindung erstellt. — Die völlig versteckte Jahreszahl wurde erst beim Umbau von 1932 durch Entfernung einer Strebstütze freigelegt und entdeckt; sie befindet sich links aussen im ersten Querbalken über der Saalbühne.
- ²⁸ David Herrliberger. Neue und vollständige Topographie der Eydgenossenschaft, Zürich 1754 I. Teil, Seite 66/67.
- ^{29a} Ueber die Fenster und Laden des Hauses mag hier erwähnt werden, dass der Altbau ursprünglich Butzenfenster hatte, von denen sich noch Restbestände erhalten haben. Die ältesten Kreuzstock-Sprossenfenster des Altbaus sind: obere Halle, heute über der Haustüre und Nordwestecke unten, die anderen alle vermutlich vom Umbau 1839, mit Ausnahme des jetzigen Bibliothekfensters, das 1930 aus dem «Schinzenhaus» in Zürich hier eingesetzt wurde. Der Neubau hatte vermutlich ursprünglich nur am Saal und den daneben liegenden Schlafkammern die besonders schön beschlagenen Sprossenfenster, während die Trotte und die daran anstossenden Kammern nur Laden ohne Fenster hatten; alle unteren Fenster stammen von 1839. — Sämtliche Laden des Hauses waren bis 1839 massive Ganzladen, bis 1896 graublau gestrichen (siehe Titelbild); ein einziger Jalousieladen, an der Nordwestecke seeseits, ist voraussichtlich aus dem 18. Jahrhundert. 1839 wurde die ganze Gartenseite mit Lättliladen ausgestattet.
- ^{29b} Der Ofen ist in der Ausführung vergleichbar dem Ofen im «Bürgerhaus der Schweiz», Bd. IX Stadt Zürich, Zürich 1921, Tafel 80, Nr. 6, Haus Neumarkt Nr. 28 (Standort heute unbekannt). Ein sehr ähnlicher Ofen, wie der im Mariafeld, stand im Wyss-Haus an der Torgasse, heute Burghalde-Richterswil, Haus v. Wyss.
- ^{30a} Elisabeth Escher v. Gl. a. d. «weissen Wind» (siehe Anmerkung 22). Jkr. Diethelms Frau war in erster Ehe m. Leonhard Greuter verheiratet. Ihre Tochter aus dieser Ehe wurde die Mutter d. späteren Jkr. Landammann Hans Reinhard.
- ^{30b} Künigolts Grossvatersbruder war Jkr. Jakob Escher (1659—1739). Von seinen Söhnen erwähnen wir General Jkr. Hans Conrad (1703—1786), Regimentsinhaber in holländischen Diensten (siehe Seite 30), Erbauer des Kreuzbühls in Zürich, und Junker Heinrich (1707—1772) Besitzer des «Sonnenhofs» in Obermeilen, dessen Sohn später Elisabeth Ammann von Meilen, eine Tochter den Schiffmann Salomon Bolleter, ebenfalls von Meilen, heiratete, woher die Bezeichnung «Escher von Meilen» üblich geworden.
- ^{30c} Adelsbrief Kaiser Maximilians für Bürgermeister Matthias Wyss 1503.

- ^{31a} Der Brunnen trägt heute auf der Rückseite die Jahreszahl 1660, doch muss bei einer Instandstellung aus einem ursprünglichen 1760 diese irrtümliche Aelter-Datierung entstanden sein. Der Stil passt gut auf 1760, und da die Jahreszahlen .60 die alten sind, kann unsere Datierung nicht fehlgehen. Sehr verwandte Trogform auch beim «Brandschenkebrunnen» an der Freigutstrasse, der gegen 1770 datiert wird (Kunstdenkmäler Kanton Zürich Bd. II, Seite 398/99).
- ^{31b} David Wyss (Sohn d. Landschreibers Heinrich Wyss u. d. Elisabeth Escher v. Gl. a. d. «Traubenberg», Zollikon, d. Bürgermeister Hans Caspar E. (1678—1762) T.) 1759 Ratssubstitut, 1766 Gesandter a. d. Mediationsverhandlungen in Genf, 1768 Unterschreiber und XIIer zur Schuhmachern.
- ³² Für die ganze Zeit der Wyss wurde das reichhaltige Material des Familienarchiv Wyss auf der Zentralbibliothek ausgewertet, ferner die von Jkr. Professor Friedrich Wyss herausgegebene Biographie der beiden Bürgermeister (erschienen Zürich 1886). Um den Text nicht unnötig mit Anmerkungen zu beschweren, möge diese allgemeine Quellenangabe genügen. Ebenso wurden einige Briefe aus dem Privatarchiv der Familie v. Wyss dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt.
- ³³ Eine andere Verbindung aus diesen Genfer Tagen bis in die Neuzeit mag ich nicht unerwähnt lassen: Wyss Vater und Sohn befreundeten sich dort auch mit dem Syndic Joseph des Arts (1743—1827), und noch 1817 sandte dessen inzwischen seinem Onkel de Chapeaurouge nach Hamburg gefolgter Sohn dem jüngeren Bürgermeister David Wyss nach Zürich eine Spende von 3088 Gulden, die er für die von der Hungersnot heimgesuchten Kantone gesammelt hatte und Wyss zur Verteilung übergab Diese Des Arts aus Genf sind direkte Vorfahren von Frau Criska Wille-Sloman in Uerikon und Dr. Ernst Albers-Schönberg im Mariafelder Seehaus. (Vgl. F. v. Wyss a.a.D. II/376, Anm. 1).
- ³⁴ Der Hauptpartner dieser Gründung war Hans Caspar Escher v. Gl. aus der «Schipf» Herrliberg (Urgrossvater v. Prof. Dr. v. Meyenburg, Urgrossonkel von Frau Inez Wille-Rieter).
- ³⁵ Sohn des Seckelmeisters und späteren Bürgermeisters Heinrich Kilchsperger (1726—1805), Erbauer der «hinteren Schipf» (später «Mariahalde» Erlenbach), der zusammen mit seinem Freund David Wyss 1798 das «ancien régime» verabschiedete.
- ³⁶ Karl Dändliker: Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich, Zürich 1912, II, S. 91 und 96.
- ³⁷ Friedrich Vogel: Die alten Chroniken oder Denkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich von den ältesten Zeiten bis 1820. Neu bearbeitet, Zürich 1845; S. 423: «In dem Umfange der Gemeinde Meilen befinden sich mehrere schöne Landhäuser, z.B. in der Ortsgegend Feld das Tusculum, bis vor kurzem Eigentum der beiden Burgermeister v. Wyss». Ferner: Nachruf der Schildner z. Schneggen (Wyss war von 1796 bis 1810 Obmann gewesen, Schild 24, ererbt zusammen mit dem Landgut Meilen v. s. Schwiegervater Diethelm Escher,
«Gibbons Freund, ihm ähnlich an Tiefe und Kraft der Gedanken,
Rief Dich als Ersten im Staat, einig der Väter Vertrauen.
Bald ward Dein Meilen Dir, was *Tusculum* einst jenem Römer,
Ein geweihtes Asyl, fern von den Stürmen der Welt.»
- ³⁸ Dieses Bildchen kam aus Mariafeld ins «Chorherrengütli» und von da 1875 als Andenken an Jungfer Küngolt Ulrich nach Mariafeld zurück.

- ³⁹ F. v. Wyss a.a. O., Bd. II. Seite 626.
- ⁴⁰ Briefe Heinrich Simon an François Wille, Archiv Mariafeld.
- ⁴¹ Aus einer anderen Linie der gleichen Familie stammen die Zweige der Genfer Rappards und ihrer Vettern von St. Chrischona bei Basel.
- ⁴² Allg. Deutsche Biographie, Bd. 34, Leipzig 1892, S. 371—76.
- ⁴³ Carl Helbling: «Mariafeld», aus der Geschichte eines Hauses, Fretz & Wasmuth Zürich 1951.
- ⁴⁴ Briefe von François, Eliza, Ulrich Wille, Archiv Mariafeld.
- ⁴⁵ In Hamburg nannte man die «Damen der Gesellschaft» während des 19. Jahrhunderts «Madame». Criska Wille in Uerikon, Frau des jüngsten Bruders meines Vaters, ist eine Ur-urenkelin dieser Slomans.
- ⁴⁶ Eliza Wille geb. Sloman: «Fünfzehn Briefe von Richard Wagner, nebst Erinnerungen und Erläuterungen» Deutsche Rundschau 1888.
- ⁴⁷ Der Ausdruck «Tafelrunde von Mariafeld» stammt von Adolph Frey, dem Biographen Conrad Ferdinand Meyers.
- ⁴⁸ Fanny Wille-Billeter war die Tochter von Dr. med. Friedr. Billeter und Frau Catharina Billeter-Wunderli aus der «Gerwe». Das Doktorhaus ist das jetzige Schwesternheim Obermeilen.
- ⁴⁹ «Mein Erstling» Huttens letzte Tage, v. C. F. Meyer, aus: «Die Geschichte des Erstlingswerks», eingeleitet von K. E. Franzos, Leipzig 1894, Verlag Titze.
- ⁵⁰ Erinnerungen von Ulrich Wille, Manuskript Archiv Mariafeld.
- ⁵¹ Die Tonfiguren der heutigen Einfahrt sind etwa 1850 entstanden; ihre Herkunft ist ungewiss. François Wille hat sie vermutlich erworben. Zu seiner Zeit standen sie im Garten vor dem Haus. Ulrich Wille (General) hat sie 1896 in die Einfahrt versetzen lassen. — Die grosse Kanonenkugel unter der Platane stammt aus dem Kratzturm in Zürich.
- ⁵² Lien. Wille-Vogel: «General Wille», Verlag Gute Schriften 1934.
- ⁵³ Die Decke und das Fenster der Bibliothek stammen aus dem Haus «zum Grabengarten», auch «Schinzenhaus» genannt, das 1914 abgerissen wurde. Es stand an der Stelle des Gebäudes der Schweizerischen Bankgesellschaft an der mittleren Bahnhofstrasse. — Die grosse Türe an der Halle stammt aus dem Haus «zum Brunnen» in Gassen 20, wieder aufgebaut an der Steinhaldenstrasse in der Enge.